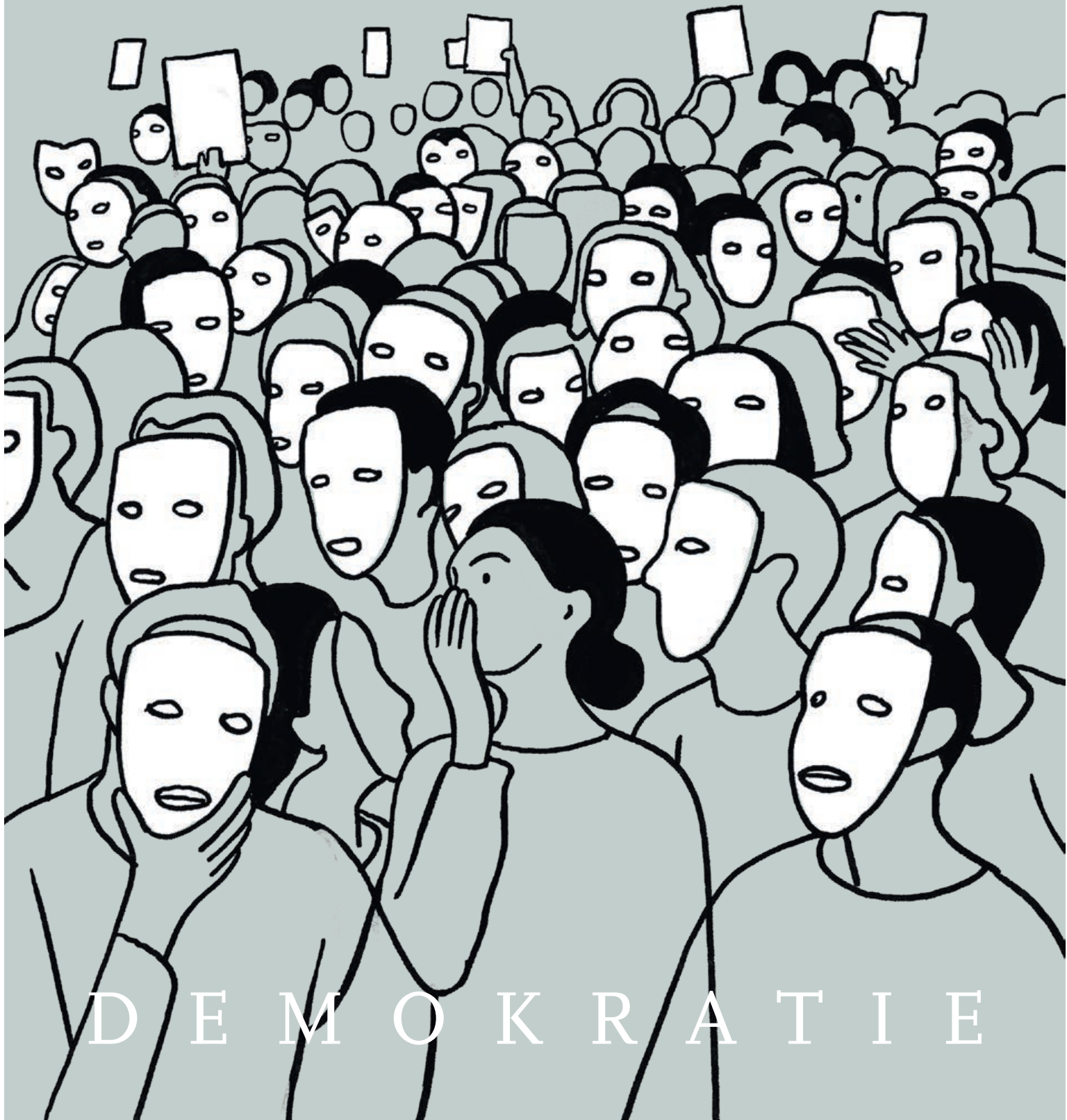


PORTAL



Studium, Forschung und Gesellschaft an der Universität Potsdam

ZWEI 2025



DEMOKRATIE

Uni findet Stadt

Mit dem neuen Campus auf dem Brauhausberg rückt die Universität Potsdam schon bald von der Peripherie in die Mitte der Landeshauptstadt. Doch schon jetzt ist Potsdam ganz klar eine Universitätsstadt. Sie mit Leben zu füllen, hat sich die Kampagne „Uni findet Stadt“ zum Ziel gesetzt. Raus aus dem Elfenbeinturm ziehen Forschende an ganz ungewöhnliche Orte: Wie wär's mit einem Vortrag im Friseursalon, einer Präsentation im Pub oder Wissenschaft im Weinsalon? Auch Studierende beleben die Stadt: mit Jumping-Partys am Waschhaus, Konzerten im Nikolaissaal oder Kunst im Rechenzentrum ...

Mehr Informationen zu [#unifindetstadt](#) und zu den Veranstaltungen der Uni Potsdam gibt es übrigens jeden Montag in den Storys auf unserem Instagram-Kanal.

FLORIAN DÖNAU



www.instagram.com/unipotsdam



Impressum

**Portal – Studium, Forschung und Gesellschaft
an der Universität Potsdam**
ISSN 1618-6893

Herausgeber:
Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Redaktion: Dr. Silke Engel (verantwortlich),
Dr. Jana Scholz

Mitarbeit: Sarah-Madeleine Aust, Florian Döna, Isabel Fannrich-Lautenschläger, Antje Horn-Conrad, Moritz Jacobi, Dr. Stefanie Mikulla, Matthias Zimmermann

Anschrift der Redaktion:
Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam
Tel.: (0331) 977-113 198, -1474, -1496
Fax: (0331) 977-1130
E-Mail: presse@uni-potsdam.de

Layout/Gestaltung: unicom-berlin.de

Titellillustration: Andreas Töpfer

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe:
13. Februar 2026

Formatanzeigen:
unicom MediaService
Tel.: (030) 509 69 89 -15, Fax: -20
Gültige Anzeigenpreisliste: Nr. 2
www.hochschulmedia.de

Druck: Bonifatius GmbH

Auflage: 12.000

Papier: 100 % Recycling-Papier



www.blauer-engel.de/uz195

- ressourcenschonend und umweltfreundlich hergestellt
- emissionsarm gedruckt
- überwiegend aus Altpapier

RG4



Online-Ausgabe:
www.uni-potsdam.de/de/up-entdecken/upaktuell/universitaetsmagazin

Möchten Sie „Portal“ abonnieren?

Unter dem Link finden Sie nicht nur barrierefreie Versionen des Universitätsmagazins, sondern auch ein Formular, mit dem Sie sich neue Ausgaben kostenlos an Ihre Wunschadresse schicken lassen können.

Nachdruck gegen Belegexemplar bei Quellen- und Autorenangabe frei.

Liebe Leserinnen und Leser.

Wir leben in einer Herrschaft des Volkes: In Deutschland und in vielen anderen Demokratien wählen wir Menschen, die unsere Interessen vertreten und für uns politische Entscheidungen treffen sollen, in Parlamente. Doch was, wenn die gewählten Vertreterinnen und Vertreter dieses Prinzip nicht stärken, sondern aushebeln wollen? Das können wir derzeit in vielen Ländern beobachten. Und tatsächlich sind Demokratien offenbar weltweit auf dem absteigenden Ast: Fast drei Viertel aller Menschen leben aktuell in autoritär geführten Gesellschaften, und es werden mehr.

In diesem Heft fragen wir, was die Gründe dafür sein könnten. Hat das Internet, haben die sozialen Medien etwas damit zu tun? Sie galten als Heilsbringer in Sachen politischer Teilhabe. Inzwischen sind sie auch ein Treibhaus für Gerüchte, Unwahrheiten und politische Manipulation. Weder die klassischen Medien noch politische Akteure sind mehr davor gefeit, Desinformation aufzusitzen.

Wir fragen aber auch danach, was wir tun können, um als Gesellschaft weiterhin mitbestimmen zu dürfen, und nicht unsere Rechte auf freie Meinungsäußerung, auf umfassende Entfaltung unserer Persönlichkeit oder die Gleichheit vor dem Gesetz zu verlieren. Wie können wir wieder ins Gespräch kommen, auch wenn wir unterschiedlicher Meinung sind – etwa am Arbeitsplatz? Wer kann uns schüt-

zen vor Gewalt, die im Netz entsteht? Wie kann auch die Hochschule dazu beitragen, politisch engagierte, demokratisch kompetente Persönlichkeiten auszubilden? Und welche Rolle spielt die Wissenschaft dabei, Klarheit in das zunehmende Dickicht aus wahren und falschen Informationen zu bringen?

Wir haben mit Forschenden darüber gesprochen, wie wir als Gesellschaft trotz aller Unterschiede zusammenfinden und im Austausch bleiben können über unser politisches System, das nicht über jeden Zweifel erhaben ist und das es immer aufs Neue zu prüfen gilt. Wie wir es schaffen, dass nicht jede Meinungsverschiedenheit zur Zerreißprobe wird und wir aus Eskalationen, Skandalen und extremen Emotionen zurückfinden zu einem aufrichtigen Interesse aneinander und zu einer Akzeptanz der Verschiedenheit.

Wie immer erwarten Sie darüber hinaus weitere Geschichten aus Studium, Forschung und Gesellschaft. Zum Beispiel darüber, wie Künstliche Intelligenz unseren Alltag auch an der Hochschule verändert, welche Rolle digitale Anwendungen in der Psychotherapie von Kindern spielen könnten oder wie das Fliegen mithilfe von Bakterien künftig nachhaltiger werden kann.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Ihre Redaktion

Inhalt



■ TITEL

- 06** „Wir müssen unsere Demokratie aktiv verteidigen“
Warum die politische Struktur unseres Landes gleichzeitig wehrhaft und gefährdet ist
- 10** „Es geht um Profit auf Kosten unserer Demokratie“
Alumna Josephine Ballon über ihre Arbeit bei der gemeinnützigen Organisation HateAid
- 14** Echte Teilhabe oder Gefahr für die Demokratie?
Die Wirtschaftsinformatiker Stefan Stieglitz und Annika Baumann über die Chancen von sozialen Medien
- 16** „Es ist ein Wettrennen gegen die dunklen Kräfte“
Wahrheit und Falschinformationen in sozialen Netzwerken
- 20** Die Kraft der Begegnung
Wie unser Verhalten die Demokratie stärken kann
- 22** „Coole Gremienarbeit lockt mehr Leute an“
Über politische Teilhabe im Studium

■ STUDIUM

- 26** Landtag horizontal und vertikal
Wie Oke Seliger Studierenden die brandenburgische Landespolitik näherbringt
- 28** Blick nach vorn
Lena Sonntag studiert Patholinguistik und ist Leistungssportlerin im Gehen
- 30** Mehr als ein Fachraum
Ein barrierearmes Lehr-Lernlabor für inklusive Technische Bildung auf dem Campus Golm
- 34** Immer noch mehr verstehen
Was den Italienfreund und Juristen Bernd Malzanini als Gasthörer an die Universität Potsdam zieht
- 36** Wo es quakt und zwitschert
Studentinnen erfassen Habitate, Vögel und Amphibien rund um die Ökologische Station Gülpe
- 38** Auf dem Weg zum Dokortitel
Wie Data Scientists arbeiten | Wenn der Wald brennt

■ FORSCHUNG

- 40** Größenwahn?
Die Humanbiologin Christiane Scheffler erforscht das Wachstum von Kindern und Jugendlichen
- 44** Wenn gleiche Gene anders aussehen: Anpassungskünstler Pflanzen
Wie Biologen und Bioinformatiker das Wechselspiel von Genen und Umwelt untersuchen





■ GESELLSCHAFT

48 „Im ökonomischen Handeln gibt es kein Schwarz und Weiß“
Wirtschaftspädagogin Christin Siegfried will ökonomische Bildung besser machen

50 Mental gesünder mit App und Chatbot
Digitale Anwendungen könnten die Psychotherapie von Kindern ergänzen

52 Unterwegs in Namibia
Ökologische Kippunkte in Trockengebieten erkennen und managen

56 33 Fragen an ...
... die Philologin Katharina Wesselmann

60 Wissen kurios
Der Computerlinguist Daniil Skorinkin antwortet auf die Frage: Was ist Stilometrie?

62 Wenn ich könnte, würde ich ... den Treibstoff der Zukunft aus Einzellern erzeugen
Mit dem Bioinformatiker Zoran Nikoloski

64 Die Zukunft reparieren
Ein neuer Potenzialbereich beschäftigt sich mit dem Erbe des Kolonialismus

66 Wissenschaftscomic
Ressourcen schonen: Sprechplanung

68 Versnovellen hoch drei
Mittelalterlich, gereimt und hörensenswert

70 Enormer Entwicklungsschub für den Wissenschaftsstandort

Die Universität Potsdam bekommt einen neuen Campus auf dem Brauhausberg

72 Muster erkennen, Ursachen finden
Jakob Runge erklärt, warum Künstliche Intelligenz (noch) Grenzen hat

76 „Über eine Sprache lernen wir andere Kulturräume kennen“
Die Romanistin Kathleen Plötner über die Zukunft des Schulunterrichts in den Fremdsprachen

78 Mit Künstlicher Intelligenz durch den Paragrafendschudel
Björn Steinrötter über juristische KI-Tools für Behörden

82 Präzise und personalisiert
Die Molekularbiologin Ghazaleh Madani will mit ihrem Unternehmen CanChip die Krebsforschung revolutionieren

84 „Ich habe Jura nicht nur für die Schönen und Reichen studiert“
Anwalt Christian Schertz über seinen Anspruch und die „Generation TikTok“

86 „Die größte Freude ist es, sich selbst neu zu entdecken“
Marie Mouroum ist international erfolgreiche Stuntfrau und Absolventin der Uni Potsdam

88 „Aus Religion können wir Sinn, Selbstwert und Hoffnung schöpfen“
Die Psychologin Nina Bura über Spiritualität und mentale Gesundheit

90 Sinnvoll vererben – aber wie?
Der Stifter und Osteuropa-Experte Jürgen Lewerenz hat die Uni Potsdam als Alleinerbin eingesetzt

92 Mein Arbeitstag
IT-Support mit Herz

94 „Wir sollten noch öfter unsere Blase verlassen“
Wie Universitäten die Demokratie und das Gemeinwohl stärken

96 Frisch gedruckt
Neuerscheinungen aus der Universität Potsdam

98 Zeitreise
Halbstarke in Babelsberg

„WIR MÜSSEN UNSERE DEMOKRATIE AKTIV VERTEIDIGEN“

Warum die politische Struktur unseres Landes
gleichzeitig wehrhaft und gefährdet ist



Weltweit sind die Demokratien unter Druck – und auf dem Rückzug. Der aktuelle „Transformationsindex“ der Bertelsmann Stiftung vom März 2024 bilanzierte ernüchtert: „Zu keinem Zeitpunkt wurden in den vergangenen 20 Jahren so wenige Staaten demokratisch regiert wie heute.“ Von 137 untersuchten Entwicklungs- und Schwellenländern waren 74 Autokratien und nur 63 Demokratien. Matthias Zimmermann sprach mit dem Politikwissenschaftler Prof. Dr. Gideon Botsch über den Aufstieg von Autokratien, aktuelle Herausforderungen für demokratische Gesellschaften und die Besonderheiten des Regierungssystems in Deutschland.

Was ist der Grund für den weltweiten Rückgang von demokratisch regierten Staaten?

Die weltweite Entwicklung von Demokratien ist eine komplexe Angelegenheit, die sich schwer genau erklären lässt. Fakt ist: Nachdem sie lange im Aufwind waren, gibt es mittlerweile einen deutlichen Trend des Rückbaus von Demokratien. Ein wesentliches Merkmal dieser Entwicklung ist, dass zunehmend Grundfreiheiten, Rechte und rechtsstaatliche Prinzipien eingeschränkt oder gar abgeschafft werden. Viele ehemals demokratische Länder zeigen deutliche autoritär-nationalistische Züge; sie gelten noch als Demokratien, sind aber auf einem schwierigen Weg.

Ist das politische System hierzulande in Gefahr?

Auch Deutschland ist nicht immun gegenüber diesen globalen Tendenzen, und es besteht die Möglichkeit, dass sich die Parameter, die uns betreffen, wie Presse- und Wissenschaftsfreiheit, verschlechtern könnten. Tatsächlich würde ich sagen, dass die Verfassungsordnung, wie sie im Grundgesetz verankert ist, derzeit gefährdet ist. Ich denke, ich kann diese Bedrohung durchaus deutlich benennen, ohne dabei des Alarmismus verdächtigt zu werden. Es gibt Kräfte, die aktiv am Abbau pluralistischer Prinzipien und an der Einschränkung der Möglichkeiten zur Entfaltung kultureller Vielfalt arbeiten – Grundpfeiler unserer Demokratie. Diese Kräfte „klopfen“ unser Rechtssystem systematisch ab, um festzustellen, welche Schwachstellen oder Einfallstore es für ihre politischen Ziele innerhalb der bestehenden Ordnungen gibt.

Was ist aktuell die größte Bedrohung für die Demokratie?

Das politische Agieren einer Partei, die ausdrücklich gegen die demokratischen Grundsätze ankämpft. Eine solche Partei, die wir klar benennen sollten, ist die Alternative für Deutschland, die AfD, die aus politikwissenschaftlicher Sicht schon lange als rechtsextrem dominiert gilt. Diese Partei richtet sich gegen die demokratische Ordnung des Grundgesetzes, und diese Tendenz wird durch die Bewertung der Sicherheitsbehörden bestätigt. Der Verfassungsschutz, obwohl er andere und zurückhaltendere Kriterien zur Bewertung hat, geht in die gleiche Richtung.

Zudem lässt sich klar beobachten, dass die Prinzipien unserer parlamentarischen Demokratie nicht mehr dieselbe bindende Kraft besitzen wie zuvor. Dies merken wir im politikwissenschaftlichen Diskurs sehr deutlich: Wir müssen davon ausgehen, dass sich unsere parteienbasierte Demokratie wandeln wird, selbst wenn sie nicht unmittelbar gefährdet ist. Diese Transformation ist spürbar und wir stehen vor der Herausforderung, uns zu überlegen, wie die Funktionen, die bislang Parteien übernommen haben, in zukünftigen Strukturen substituiert oder die demokratische Legitimation von Parlamenten und die Vermittlung des Bürgerwillens gesichert werden können. Mir fehlt die Fantasie, um zu sehen, wie wir diese problematischen Entwicklungen aufhalten oder umkehren könnten, um die demokratische Stabilität zu bewahren.

Tatsächlich finden neun von zehn Deutschen Demokratie an sich gut, aber nur rund 42 Prozent die Art, „wie sie in der Bundesrepublik Deutschland funktioniert“. Woran liegt das?

In Deutschland besteht seit Jahrzehnten eine breite Zustimmung zur Demokratie als Prinzip. Diese steht jedoch im Widerspruch zur aktuellen Performance der demokratischen Institutionen. Viele Bürger, mich eingeschlossen, spüren eine Unzufriedenheit mit dem Output der Demokratie, da sie sich nicht ausreichend vertreten fühlen.

Wenn wir untersuchen, welchen demokratischen Institutionen die Bürger Vertrauen entgegenbringen, zeigt sich, dass dies meist der Justiz und den Exekutivbereichen gilt. Den Parlamenten wird dabei weniger Vertrauen geschenkt, was ich als alarmierend empfinde, denn frei gewählte Parlamente sind der zentrale Ort der Volkssouveränität. Hier zeigt sich deutlich das Misstrauen gegenüber den parlamentarischen Institutionen.



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**



Gideon Botsch
 leitet die Emil Julius
 Gumbel Forschungsstelle
 Antisemitismus und
 Rechtsextremismus (EJGF)
 am Moses Mendelssohn
 Zentrum (MMZ). Seit 2018
 ist er außerplanmäßiger
 Professor an der
 Wirtschafts- und
 Sozialwissenschaftlichen
 Fakultät der Universität
 Potsdam.

Die Unzufriedenheit innerhalb der Bevölkerung in Bezug auf die Demokratie muss differenziert betrachtet werden. Es gibt Menschen, die mit dem demokratischen Output unzufrieden sind und andere, bei denen das Verständnis von guter Demokratie abweicht. Einige wünschen sich weniger repräsentative Demokratie und mehr identitäre Demokratie, die als Einheit von Führern und Geführten funktioniert, oft in Form einer plebiszitären Demokratie. Aus politikwissenschaftlicher Sicht halte ich dies für schädlich, da Volksabstimmungen oft nur Ja/Nein-Antworten zulassen und leicht durch populistische Akteure beeinflusst werden können. Zudem besteht die Gefahr, dass Ergebnisse verfälscht werden, da sie stark von einem bestimmten Zeitpunkt abhängen. In einer plebiszitären Demokratie werden oft Minderheiteninteressen ignoriert oder überfahren, obwohl diese schützenswert und wichtig sind.

Unsere Demokratie bietet die Möglichkeit, notwendige gesellschaftliche Veränderungsprozesse zu gestalten. Diese sollen nicht von oben oktroyiert werden, sondern aktiv unter Beteiligung der Bevölkerung entstehen, um möglichst viele Interessen aufzunehmen und in Kompromisse zu integrieren. So werden die notwendigen gesellschaftlichen Reformen erst möglich.

Was müsste man tun, damit sich dieses negative Urteil in der Bevölkerung ändert?

Es gibt viele Aspekte, die wir nicht vollständig steuern können, da einige der Herausforderungen aus der aktuellen Performance unserer demokratischen Systeme entstehen. Das führt uns deutlich vor Augen, dass Demokratie letztlich ein gefährdetes Experimentieren darstellt. Deshalb ist es dringend erforderlich, demokratische Fantasie zu entwickeln, anstatt den Kopf in den Sand zu stecken und pessimistisch anzunehmen, dass sich alles nur verschlimmern wird.

Es ist jedoch entscheidend, gleichzeitig die Möglichkeiten antidemokratischer Kräfte einzuschränken. Dies betrifft besonders die Meinungsbeeinflussung, wie sie in der Vergangenheit durch monopolistische Großkonzerne ausgeübt wurde und heute noch mehr durch die unregulierte Welt der sozialen Medien. Hier besteht dringender Bedarf an Regelungen und Steuerungsmechanismen. Gleichzeitig müssen wir unsere Demokratie aktiv verteidigen – insbesondere gegen parteiförmige Akteure, die versuchen, sie zu untergraben. Es geht darum, die Grundlagen unserer demokratischen Ordnung zu schützen und zu stärken, um die Prinzipien, die sie tragen, bewahren und weiterentwickeln zu können.

Wie wehrt sich die Demokratie?

Die erste Frage ist, wie man die Bürger schützen kann. Auf individueller Ebene funktioniert das meist recht gut, jedoch ist der Schutz vor kollektiver Verfolgung weniger zuverlässig. Ein Beispiel hierfür ist die Sarrazin-Debatte, bei der eine Bevölkerungsgruppe, hier die Türken, kollektiv diffamiert wurde. Der Internationale Gerichtshof hat in diesem Zusammenhang Staatsversagen festgestellt. Dieser Schutzmechanismus ist schlecht ausgestattet und es sollte Anpassungen geben, doch bislang sind sie nicht erfolgt. Das ermöglicht die Herabsetzung und Abwertung einer Gruppe ohne wirkliche Abwehrmöglichkeiten.

Ein weiterer Aspekt betrifft die Rechts- und Verfassungsordnung: Wie kann man den demokratischen Staat vor Übergriffen schützen, die aus dem gesellschaftlichen Bereich kommen, ähnlich wie es in der Weimarer Republik geschah? Die Schutzmechanismen der Demokratie, die sowohl den Staat als auch die Bürger verteidigen sollen, sind derzeit geschwächt. Beispiele dafür sind die gescheiterten Verbotsverfahren gegen die NPD und gewisse Interpretationen der Pressefreiheit,



wie im Compact-Urteil. Ein weiteres Beispiel ist die Fünf-Prozent-Hürde, die eigentlich dazu dienen soll, die Verfassungsordnung zu bewahren. Aber wenn eine verfassungsfeindliche Kraft sicher über die Fünf-Prozent-Hürde kommt, während die oppositionellen Kräfte stark zersplittert sind, wird es gefährlich. In Brandenburg ist die AfD stark, während gleichzeitig 14 Prozent der Stimmen nicht im Landtag abgebildet sind, mit Parteien wie der Linken, den Grünen, Volt und anderen, die sich oft im politisch linken oder mittleren Spektrum bewegen. Die Fünf-Prozent-Hürde stellt so ein Problem dar, da sie die Repräsentation von Minderheiten oder fragmentierten Parteien behindern kann.

Wenn eine Partei darauf ausgerichtet ist, die freiheitliche demokratische Grundordnung zu gefährden, gibt es die Möglichkeit, sie zu verbieten. Gemacht wurde das aber zuletzt 1956. Hatte die deutsche Demokratie nie Feinde?

Über einen langen Zeitraum hinweg gab es keine klaren Kriterien für den Umgang mit Parteien, die sich in ihrer Ideologie gegen die demokratische Grundordnung richten. In der frühen Phase der Bundesrepublik wurden beispielsweise 1952 die NSDAP-nahe Sozialistische Reichspartei (SRP) und 1956 die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) verboten. Seitdem gibt es immer wieder Diskussionen über Parteiverbote. Aber das Bundesverfassungsgericht (BVG) hat stets versucht, sich nicht grundsätzlich zur Thematik äußern zu müssen, obwohl es bei Urteilen in anderen Bereichen sehr detailliert geworden ist und die Gelegenheit hatte, die roten Linien auch in diesem Fall aufzuzeigen. Letztlich wurde das „schärfste Schwert der Demokratie“ 2017 scheinbar so tief in die Scheide gerammt, dass wir es jetzt, wo wir es dringend benötigen, nicht mehr ziehen können.

Schon seit 2015, zwei Jahre nach ihrer Gründung, wurde über ein Verbot der AfD diskutiert. Bis heute kam es nicht dazu. Warum?

Das Konzept des Verfassungsschutzes ist komplex und die Behörden, mit ihrer speziellen Struktur, haben lange gezögert, die AfD auch nur als Verdachtsfall einzustufen. Dies wurde zu Beginn sogar aktiv durch den damaligen Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Hans-Georg Maaßen, behindert. Darüber hinaus gab es

Bedenken, eine zu voreilige Bewertung vorzunehmen. Diese Umstände haben die Debatte erheblich zurückgeworfen.

Es gibt gute Gründe für ein Verbot der AfD. Ein solches Verbot wäre aber schwer durchzusetzen, was verdeutlicht, wie herausfordernd es ist, mit Mitteln des Verfassungsschutzes oder durch Verbotsverfahren politischen Extremismus zu bekämpfen. Es erfordert eine gründliche und offene Diskussion, wie wir als Gesellschaft und über die politischen und rechtlichen Institutionen hinweg mit der Herausforderung umgehen, verfassungsfeindliche Bestrebungen zu identifizieren und zu konfrontieren.

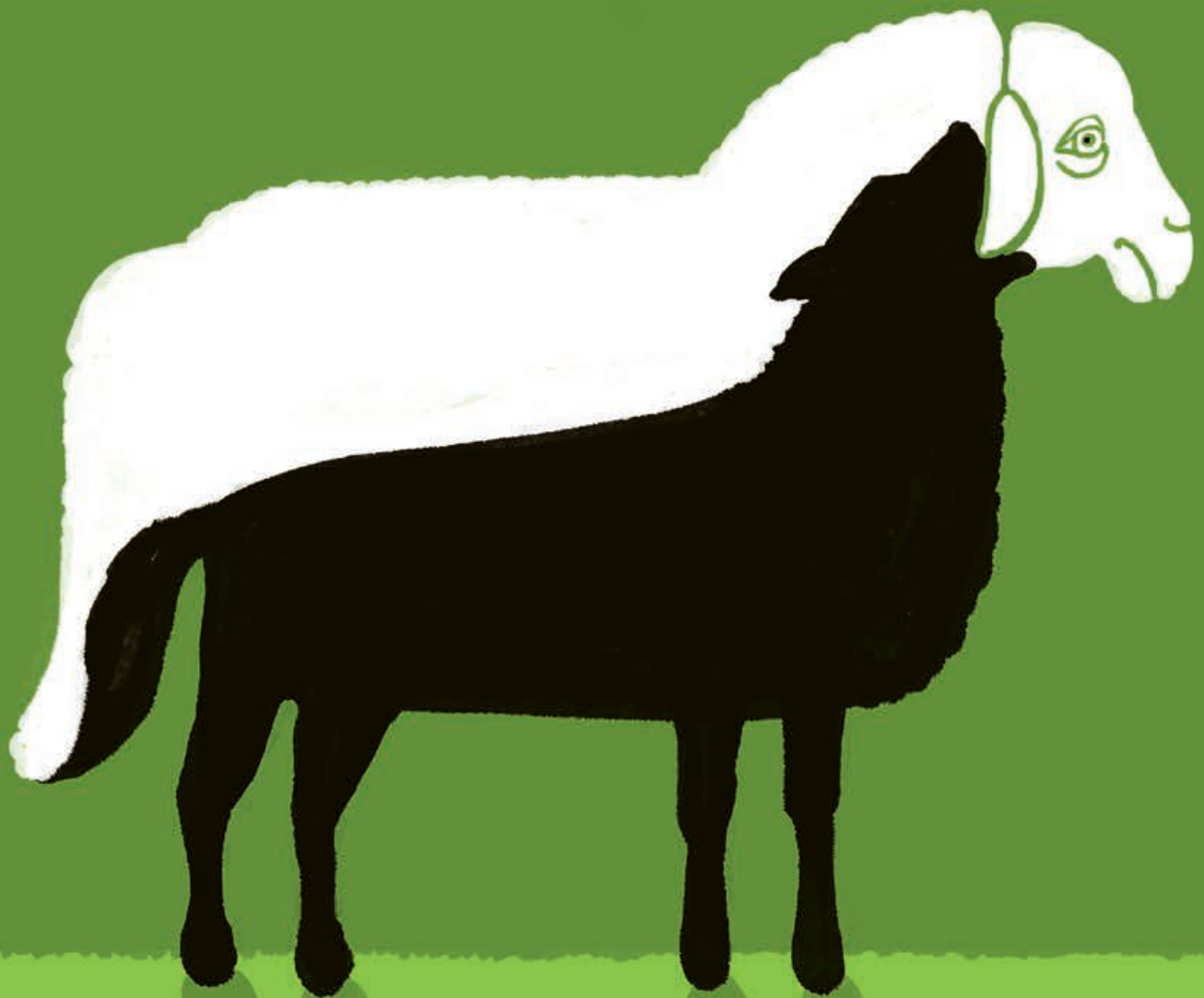
Der Verfassungsschutz hat die AfD im Mai 2025 von einem „rechtsextremistischen Verdachtsfall“ bundesweit zu einer „gesichert rechtsextremistischen“ Partei hochgestuft. Bei der letzten Bundestagswahl erreichte sie über 20 Prozent. Woran liegt das?

Die AfD ist immer dann besonders stark, wenn der gesellschaftliche Diskurs ihre Themen aufgreift und ihnen entgegenkommt, beispielsweise durch das Ins-Zentrum-Rücken des Diskurses gegen Migration und durch Themen, die die notwendigen Maßnahmen gegen Klimaprobleme in den Hintergrund drängen. Das hat dazu geführt, dass der Wunsch der AfD, sich mit ihren Themen zu normalisieren, erfüllt wurde. Eine Mehrheit hält sie immer noch für unwählbar, aber diese Gruppe wird kleiner.

Besonders alarmierend ist die sinkende Bereitschaft, der AfD in ihren Kernthemen etwas entgegenzusetzen, etwa in der Migrations-, Gender- oder Klima- und Umweltschutzpolitik. Dies führt dazu, dass der Prozess der Aushandlung von tragfähigen Lösungen und dem Schutz der Minderheitenrechte verloren geht. Wenn man sich die mediale Begleitung der Koalitionsgespräche anschaut, liegt der Fokus oft darauf, welcher „starke Mann“ sich am Ende durchsetzen würde. Diese Herangehensweise riskiert, dass Verfahren, in denen Abwägung und Austausch stattfinden, ignoriert werden, obwohl sie grundlegende, evidenzbasierte Lösungen hervorbringen können. In der Politik finden wir selten vollständige Lösungen, aber es ist durchaus möglich, bessere Zustände zu erreichen, und darauf sollten wir abzielen! Es ist wichtig, sich bewusst zu machen, was auf dem Spiel steht, wenn wir uns von diesen Prinzipien abwenden und die Diskursfähigkeit verlieren.

”

Es ist dringend erforderlich, demokratische Fantasie zu entwickeln, anstatt den Kopf in den Sand zu stecken.



ES GEHT UM PROFIT AUF KOSTEN UNSERER DEMOKRATIE

Alumna Josephine Ballon über ihre Arbeit bei der gemeinnützigen Organisation HateAid

Das Internet bietet uns scheinbar unendlich viele Möglichkeiten der Teilhabe. Wir können uns an Debatten beteiligen, unsere Netzwerke erweitern und uns politisch oder gesellschaftlich engagieren. Doch die Schattenseite dieses Freiraums sind Straftaten im digitalen Raum: von Beleidigung und Bedrohung über sexualisierte Gewalt und Cyberstalking bis hin zu Identitätsmissbrauch oder Hasskriminalität – die Liste ist lang. Josephine Ballon hat an der Universität Potsdam Rechtswissenschaft studiert und ist heute Geschäftsführerin der gemeinnützigen Organisation HateAid. Die Organisation hilft Opfern von Straftaten im Netz und setzt sich für eine bessere Umsetzung der Gesetze im digitalen Raum ein. Im Interview erklärt die Juristin, warum das Internet in großen Teilen ein „rechtsdurchsetzungsfreier“ Raum ist, welches politische Kalkül hinter digitaler Gewalt stehen kann und wie die

Betreiber von Social-Media-Plattformen künftig stärker in die Pflicht genommen werden könnten.



DR. JANA SCHOLZ

Was ist das Anliegen von HateAid?

Wir sind eine gemeinnützige Organisation, die sich für Menschenrechte im digitalen Raum einsetzt. Unser Ziel ist es, den digitalen Raum sicherer zu machen, sodass alle Menschen eine Chance haben, sich am öffentlichen Diskurs, vor allem in sozialen Netzwerken, aber auch auf anderen Plattformen zu beteiligen. Das machen wir auf verschiedenste Art und Weise. Wir unterstützen Betroffene ganz direkt, indem wir sie beraten und auch Prozesskosten übernehmen. Außerdem leisten wir Aufklärungsarbeit und schulen Polizei und Justiz im Umgang mit digitaler Gewalt und den Betroffenen. Denn es handelt sich nicht um Einzelschicksale, sondern um ein Thema, das uns alle angeht. Deswegen wollen wir auf eine



Josephine Ballon
studierte

Rechtswissenschaft an der Universität Potsdam. Ab 2019 war sie Head of Legal bei HateAid und leitet die Organisation seit 2023 gemeinsam mit Anna-Lena von Hodenberg.

bessere Gesetzgebung hinwirken und stoßen auch Gerichtsverfahren an, die rechtliche Fragen klären sollen, mit denen sich die Justiz bislang nicht befasst hat.

Wie sehen Sie die Funktion der Organisation innerhalb der Demokratie?

Die Bedrohung der Demokratie durch digitale Gewalt ist der Grund, warum HateAid 2018 gegründet wurde. Dahinter stand die Erkenntnis, dass digitale Gewalt den gesamten öffentlichen Diskurs verändert, der sich größtenteils ins Internet verlagert hat. Erstmals zeigte 2017 eine Studie, dass Menschen sich inzwischen auch dann selbst zensurieren, wenn sie bislang noch gar nicht von Hassrede, Bedrohung oder anderen Straftaten betroffen waren. Die Hälfte der Befragten gab an, sich seltener an Debatten zu beteiligen. Eines der großen Versprechen des Internets war, dass es die Welt demokratischer machen wird. In Deutschland und in vielen anderen europäischen Ländern ist das Gegenteil eingetreten. Teils extremistische Gruppen bedienen sich der Algorithmen sozialer Netzwerke und setzen sie für ihre Zwecke ein. Sie kapern den öffentlichen Diskurs, drangsaliieren Menschen und schüchtern sie systematisch ein, um sie letztlich mundtot zu machen. Sie erwecken strategisch den Eindruck, es handele sich bei ihrer Position um eine Mehrheitsmeinung, doch in der Regel vertreten diese Gruppen eine Minderheitsposition.

Standen 2019 die Themen Flucht und Migration im Mittelpunkt, kann inzwischen nahezu alles zum Reizthema werden. Wir sehen derzeit eine Polarisierung von fast jeder These und ein Zensurnarrativ, das unser Verständnis von Meinungsfreiheit verdreht. Nach dem Motto: „Das wird man doch wohl noch mal sagen dürfen.“ So

wird das Unsagbare wieder sagbar, denn jegliche Einschränkung von vermeintlich freier Rede wird als Zensur deklariert. Meinungsfreiheit können wir aber nur dann gewährleisten, wenn Menschen sich frei von Angst vor Einschüchterung, Repressalien und Gewalt äußern können. Und das ist eben gerade nicht die Situation, die wir im Internet vorfinden.

Mit welchen Fällen haben Sie und Ihr Team zu tun?

Digitale Gewalt hat sehr viele Gesichter und sie verändert sich mit den technologischen Entwicklungen. Wie schon vor 20 Jahren geht es auch heute noch häufig um Beleidigungen in Kommentarspalten. Auch Todes- und Feindeslisten sind verbreitet, auf diese hat der Gesetzgeber inzwischen mit einem neuen Straftatbestand reagiert. Außerdem haben wir es immer öfter mit Deep Fakes zu tun: Beispielsweise mit einem Profilfoto auf LinkedIn fertigen die Tatpersonen mithilfe von KI gefälschte Bilder von Personen an. Das ist kostenlos und innerhalb von Sekunden gemacht. Pornografische Deep Fakes betreffen vor allem weiblich gelesene Personen. Mit einem gefälschten Nacktfoto ist der Ruf sofort und langfristig ruiniert. Und wir haben es mit dem Phänomen von Dickpics zu tun, die vor allem junge Frauen und Mädchen auf Instagram erhalten, was ich sehr besorgniserregend finde. Zudem sehen wir Verleumdungskampagnen, die den Ruf von Einzelpersonen zerstören sollen. Das Worst-Case-Szenario ist das sogenannte Doxing, also das Veröffentlichen von Privatadressen in feindseliger Absicht. Deswegen empfehlen wir allen Nutzer*innen, die potenziell betroffen sein könnten, eine Melderegistersperre einrichten zu lassen.

Wächst die Gewalt im Netz?

Wir können das Internet nicht „messen“ – aber wir können etwas über die Wahrnehmung digitaler Gewalt in der Bevölkerung sagen. Der Studie „Lauter Hass, leiser Rückzug“ zufolge, die wir 2024 mit herausgegeben haben, haben 80 Prozent der Befragten den Eindruck, dass digitale Gewalt in den vergangenen Jahren zugenommen habe. Außerdem geben mehr und mehr Menschen in Studien an, betroffen zu sein oder wenden sich an uns. Das hat natürlich auch etwas mit dem wachsenden Bewusstsein für die Problematik zu tun.

Das Internet ist – eigentlich – kein rechtsfreier Raum. Doch obwohl sich seit der Gründung von HateAid vieles verbessert hat, ist es bis heute ein „rechtsdurchsetzungsfreier“ Raum. Nicht nur diejenigen, die digitale Gewalt verbreiten, wähnen sich in der Gewissheit, dass ihnen nichts passieren wird. Auch die Betroffenen wissen teilweise gar nicht, dass Bedrohung, Beleidigung oder die Zusendung von Dickpics Straftaten sind. Wer will schon glauben, in einem Rechtsstaat regelmäßig Opfer von Gewalt zu sein, ohne dass jemand etwas dagegen unternimmt?

Im Netz scheinen Menschen Hemmungen, die sie im persönlichen Miteinander durchaus haben, zu verlieren. Was wissen wir denn über die Täter*innen?

50 bis 70 Prozent der Tatpersonen werden nicht identifiziert. Es gibt also ein sehr großes Dunkelfeld. Diejenigen, die professionell agieren, wissen, wie sie ihre Identität verschleiern können. Die Bandbreite ist jedoch sehr groß. Das geht von der Besitzerin eines Hundefrisiersalons bis zum Rentner, die sich gewissermaßen hinreißen lassen und im Nachhinein gar nicht wissen, wie das passieren konnte. Aber natürlich hat digitale Gewalt auch eine strategische politische Komponente. Wir haben größere Shitstorms analysiert und orchestrierte strategische Angriffe beobachtet, wobei hinter 100 Accounts in der Regel nur 20 Menschen stehen. So entstehen mehrere Tausend Kommentare, für die nur 100 Nutzerkonten verantwortlich sind. Sie erwecken gezielt den Eindruck, dass sich viele gegen einen einzigen wenden. Die Accounts interagieren dann miteinander, wobei ihnen die Algorithmen der sozialen Netzwerke viel Sichtbarkeit verschaffen.

Ich gehe also nicht davon aus, dass ganz Deutschland hasserfüllt ist und am Laptop seiner Wut auf die Politik freien Lauf lässt. Es handelt sich in den meisten Fällen um politisches Kalkül. Zahlen des Bundeskriminalamtes und des Verfassungsschutzes zeigen, dass digitale Gewalt vor allem von rechtsextremen Akteuren ausgeht. Auch die linksextreme Gewalt ist seit Beginn des aktuellen Nahost-Konflikts angestiegen. Die Zahlen liegen aber noch weit unter denen von Straftaten aus dem rechtsextremen Milieu. Doch auch die Vorfälle digitaler Gewalt, die politisch nicht zuordenbar ist, nimmt zu. Da kann es um unterschiedlichste Themen gehen, von der Impfung bis hin zur Gasversorgung.

Welche juristischen Schritte sind aus Ihrer Sicht nötig, um Hass im Internet entgegenzuwirken?

Wir haben ein Interesse daran, dass diejenigen, die strafbaren Hass ins Internet schreiben, bestraft werden. Doch die Identifikation ist wie gesagt schwierig. Und wir haben es mit sozialen Netzwerken zu tun, die behaupten, sie wären eine passive Leinwand. Aus meiner Sicht müssen die Betreiber der Social-Media-Plattformen viel mehr in die Pflicht genommen werden. Wenn die Plattformen eine aktive Rolle übernähmen, hieße dies, dass sie Daten an die Polizei weitergeben oder dass die Registrierung auf sozialen Plattformen nur noch gegen Vorlage des Ausweises möglich ist. Dafür bräuchte es allerdings eine europäische Lösung. Zwar gibt es inzwischen den Digital Services Act auf europäischer Ebene, doch dessen Umsetzung ist noch nicht da, wo wir sie gerne hätten. Die Plattformen profitieren seit über einem Jahrzehnt von sehr umfangreichen Haftungsprivilegien, die ihnen ihr Geschäftsmodell überhaupt erst ermöglichen. Sie müssten deutlich mehr Transparenz zulassen.

Das gesellschaftliche Miteinander scheint bedroht, Kontroversen werden dagegen immer heftiger ausgetragen. Sind soziale Netzwerke dafür mitverantwortlich?

Ob diese Entwicklung direkt auf die Diskurse im Netz zurückzuführen ist, lässt sich nicht abschließend klären. Wir können aber eine zeitliche Korrelation bei der Polarisierung und der Verbreitung von Social Media beobachten. Zum Teil ist die Spaltung unserer Gesellschaft sicherlich der Funktionsweise sozialer Netzwerke geschuldet. Die Betreiber der Plattformen wollen, dass wir interagieren: nicht nur stundenlang Videos schauen, sondern auch liken, kommentieren und Werbung ansehen. Und oftmals sind es leider nicht die Katzenvideos, die geklickt werden, sondern extreme Inhalte. Auch die Presse macht bei dieser Emotionalisierung der Debatten mit. Aus meiner Sicht können wir dem nur über die Regulierung von Plattformen begegnen. Sie sind eben nicht die Heilsbringer der Demokratie. Sie sind sehr manipulationsanfällig und tun nichts dagegen, weil sie profitabhängig sind. Gerade die emotional erhitzten Debatten bringen ihnen das meiste Geld. Es geht also um Profit auf Kosten unserer gesellschaftlichen Diskurse und unserer Demokratie. Daran ließe etwas ändern, wenn man gleiche Spielregeln für alle schaffen würde.

”

50 bis 70 Prozent der Tatpersonen werden nicht identifiziert.

» Zur gemeinnützigen Organisation HateAid



Echte Teilhabe oder Gefahr für die Demokratie?

Die Wirtschaftsinformatiker **Stefan Stieglitz** und **Annika Baumann** über die Chancen von sozialen Medien

SARAH-MADELEINE AUST

Der **Digital Services Act** hat das Ziel, den rechtlichen Rahmen für digitale Dienste in Europa zu reformieren und die Sicherheit der Nutzenden zu verbessern – insbesondere von Kindern und Jugendlichen. Größere Plattformen sollen stärker in die Verantwortung genommen werden.

Der **AI Act** ist das weltweit erste Gesetz zur Regulierung von Künstlicher Intelligenz mithilfe eines risikobasierten Klassifizierungssystem. Sein Ziel ist es, die Sicherheit und Rechte der Bürger*innen zu gewährleisten, indem strenge Anforderungen an Hochrisiko-KI-Systeme gestellt werden. Gleichzeitig soll es Innovation und Wettbewerb im Bereich der Künstlichen Intelligenz fördern.

Soziale Medien sind zu einem integralen Bestandteil unserer täglichen Kommunikation und gesellschaftlichen Interaktion geworden. Sie helfen dabei, eigene Netzwerke in den digitalen Raum zu erweitern. Prof. Dr. Stefan Stieglitz von der Universität Potsdam und Dr. Annika Baumann vom Weizenbaum-Institut erforschen digitale Netzwerke. Sie betonen, dass Social-Media-Plattformen ein enormes Potenzial für den sozialen Zusammenhalt haben. „Sie bieten einen niedrigschwelligen Zugang, um über öffentliche Themen zu kommunizieren und sich zu artikulieren“, sagt Baumann. So ermöglichen diese Tools den Nutzenden auch, ihr soziales Kapital deutlich zu erweitern. Stefan Stieglitz meint, dass die positiven Eigenschaften sozialer Medien in Zukunft besser ausgeschöpft werden könnten, wenn bereits bei der Gestaltung von Funktionalitäten und Algorithmen ethische und soziale Faktoren berücksichtigt würden. Und genau das ist eine der großen Herausforderungen: „Soziale Medien sind gleichzeitig Fluch und Segen. Einerseits können sie sozialen Zusammenhalt und Selbstwirksamkeit fördern. Andererseits bieten solche Plattformen auch Raum für Hassrede, Desinformation und Polarisierung“, erklärt der Wissenschaftler.

Algorithmen entscheiden, welche Inhalte wir sehen

Dieser ambivalente Charakter der Plattformen macht deutlich, dass der Effekt von sozialen Medien stark davon abhängt, wie sie gestaltet und genutzt werden. Glaubwürdige Informationen

und ein konstruktiver Austausch sind die Voraussetzungen für eine positive Wirkung, während antisoziales Verhalten und die algorithmisch gesteuerte Kuratierung emotional aufgeladener Inhalte die demokratischen Prozesse untergraben können. Ein zentraler Punkt, den sowohl Stieglitz als auch Baumann hervorheben, ist die Rolle von Algorithmen bei der Auswahl von Inhalten. Baumann fordert mehr Transparenz und Kontrolle über diese Technologien, denn „wie Inhalte geordnet und präsentiert werden, beeinflusst die Nutzererfahrung erheblich.“ Die gegenwärtige Plattformarchitektur begünstigt oft Inhalte, die die Nutzer involvieren und anregen, ohne dabei das individuelle Wohlbefinden ausreichend zu berücksichtigen. Umso wichtiger sind Medienkompetenz und der bewusste Umgang mit sozialen Diensten, um die positiven Effekte für den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu maximieren und die negativen zu begrenzen.

In Deutschland hat die Einführung des Netzwerkdurchsetzungsgesetzes (NetzDG) 2017 soziale Netzwerke mit mehr als zwei Millionen registrierten Nutzern unter anderem dazu verpflichtet, offensichtlich rechtswidrige Inhalte nach einer Beschwerde zu entfernen und Maßnahmen zur Transparenz umzusetzen. Auch international gab es entsprechende Bewegungen, die sich inzwischen jedoch zum Teil wieder umgekehrt haben. „Früher war ich optimistischer, dass Plattformen mit Gewinnerzielungsabsichten verstehen, dass die Eindämmung negativer Entwicklungen, wie etwa Desinformation oder Hassrede, langfristig auch in ihrem Sinne ist. Inzwischen sind große Plattformen wie Facebook wieder umgeschwenkt. Das ist vergleichbar mit einer Art ‚Modeerschei-



Erforschen digitale Netzwerke:
Dr. Annika Baumann (l.) und
Prof. Dr. Stefan Stieglitz

Stefan Stieglitz
hat seit 2023 die SAP-
Stiftungsprofessur für
Wirtschaftsinformatik und
Digitale Transformation an
der Universität Potsdam
inne.

Annika Baumann
ist seit 2018
Forschungsgruppenleiterin
am Weizenbaum-
Institut und forscht
an der Professur für
Wirtschaftsinformatik und
Digitale Transformation
der Universität Potsdam
insbesondere zu sozialen
Medien und Gesellschaft.

nung', die ganz deutlich macht, dass es Regulierung von Seiten der Politik braucht", betont Stieglitz. Tatsächlich lohnt es sich für die Unternehmen hinter den Social-Media-Plattformen ökonomisch betrachtet nicht, wenn sie beispielsweise in den Schutz junger Nutzender investieren. Die komplizierten, kostspieligen Maßnahmen wie „Meldefunktionen“, bestimmte Konten-Modelle für Minderjährige oder Transparenzberichte werden – wenn überhaupt – oft auf Grundlage von Gesetzen wie dem **Digital Services Act** oder dem **AI Act** der Europäischen Union umgesetzt.

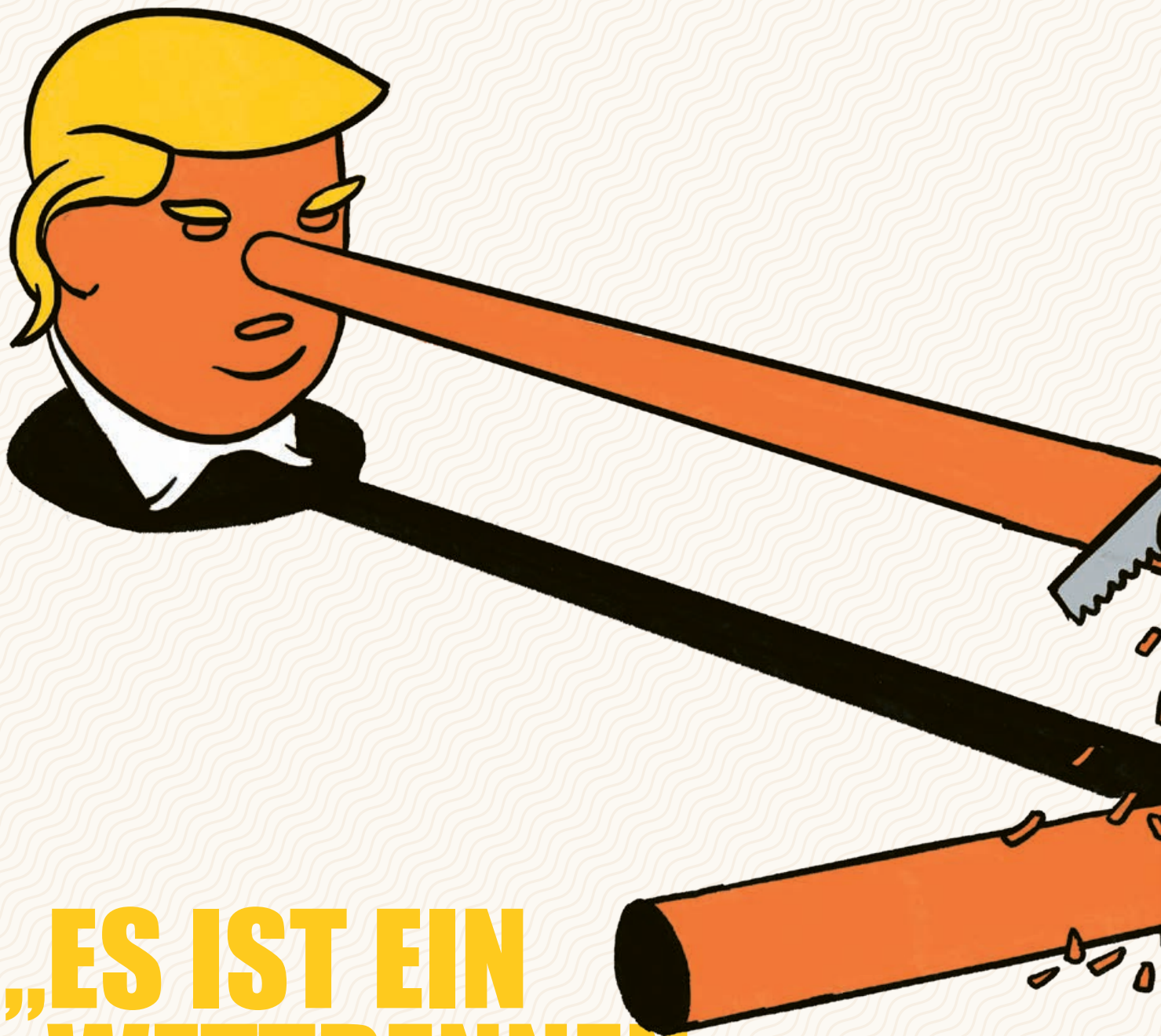
Weder Fluch noch Segen

Stellen soziale Medien und digitale Technologie nun eine Bedrohung für das gesellschaftliche Miteinander in einer Demokratie dar – oder fördern sie es sogar? Diese Frage lässt sich kaum klar beantworten. Im Fazit von Prof. Dr. Stefan Stieglitz und Dr. Annika Baumann kommt beides zum Ausdruck. Das Zusammenspiel zwischen Technologie, menschlichem Verhalten und politischer Steuerung ist entscheidend für die Auswertung der Wirkung sozialer Medien auf die Demokratie. Baumann erläutert, dass Initiativen wie „nebenan.de“ oder Bewegungen wie die „MeToo“-Kampagne zeigen, wie soziale Plattformen gesellschaftliche Integration fördern können. Die Beispiele unterstreichen, dass diese nicht per se gut oder schlecht sind, sondern es darauf ankommt, wie und mit welcher Kompetenz sie genutzt werden. In den Netzwerken steckt erhebliches Potenzial für Teilhabe und sozialen Zusammenhalt, die ohne die

richtigen Rahmenbedingungen jedoch auch Risiken für demokratische Prozesse mit sich bringen. Eine vernünftige Regulierung, das auch von Stieglitz geforderte Mitdenken ethisch-sozialer Grundsätze beim Plattformdesign sowie Angebote zur Förderung der Medienkompetenz der Nutzenden sind unumgängliche Maßnahmen, damit langfristig die positiven Effekten dieser Technologien überwiegen.

In einer Zeit, in der soziale Medien einen umfassenden Raum im Alltag einnehmen, bleibt es eine entscheidende gesellschaftliche Aufgabe, jene Plattformen so zu gestalten, dass sie das Wohl aller fördern, ohne den demokratischen Diskurs zu gefährden.





„ES IST EIN WETTRENNEN GEGEN DIE DUNKLEN KRÄFTE“

Wahrheit und Falschinformationen in sozialen Netzwerken



Stephan Lewandowsky interessiert sich für die Wahrheit – und warum sie uns zunehmend abhandelt. Schlimmer noch, für viele Menschen verliert sie gar an Wert, während es salonfähig wird zu lügen. Der Kognitionswissenschaftler forscht seit Jahrzehnten zu Falschinformationen und ist sich sicher: Die sozialen Medien haben unsere Kommunikation grundlegend verändert. Sie prägen, welche Informationen verbreitet und wie sie rezipiert werden. Und immer mehr werden sie von Menschen instrumentalisiert, um politische Debatten zu manipulieren und die Demokratie auszuhöhlen. Im von der Europäischen Union geförderten Projekt **PRODEMINFO** erforscht Stephan Lewandowsky gemeinsam mit Partnern der Universitäten Bristol und Konstanz, wie sich das Verhältnis von Wahrheit und Falschinformationen in der Sphäre sozialer Netzwerke verändert – und wie sich diesem Trend entgegenzutreten lässt, auch um die Demokratie zu schützen.

Falschinformationen aus dem Weißen Haus

Am 21. Januar 2017, dem Tag nach Donald Trumps Amtseinführung als Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, machte sich Empörung breit. Der frisch vereidigte Präsident ließ verlautbaren, auf der National Mall hätten so viele Menschen wie nie zuvor die Zeremonie verfolgt. Dabei zeigten Fotos, die auf dem Kurznachrichtendienst **Twitter** (heute „X“) kursierten, deutlich, dass es kaum halb so viele waren wie vier Jahre zuvor bei der Inauguration von Barack Obama. Als diverse Medien die Behauptung widerlegten, warf Trumps Pressesprecher Sean Spicer ihnen vor, absichtlich falsch berichtet zu haben. Trump selbst sprach von „Fake News“. Die Posse, über die sich anfangs noch viele Menschen amüsierten, bildete nur den Auftakt einer schier endlosen Flut von Behauptungen, mehr oder weniger offensichtlichen Lügen und „Fake News“-Anschuldigungen, mit denen der US-Präsident andere überzog. Die „Washington Post“



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

„**PRODEMINFO**
– Protecting the
Democratic Information
Space in Europe“ ist
ein Advanced Grant
des Europäischen
Forschungsrats (ERC),
das darauf abzielt, ein
besseres Verständnis für
die Wahrnehmung der
Wahrheit in einem Zeitalter
voller Fake News und
Verschwörungstheorien zu
gewinnen.

➤ Weitere Informationen





1

Meta Platforms ist ein US-amerikanischer Technologiekonzern mit Schwerpunkt auf sozialen Netzwerken wie Facebook oder Instagram.

1

Google ist eine Websuchmaschine des US-amerikanischen Unternehmens Google LLC. Seit 2006 gehört dem Unternehmen auch das interaktive Videoportal **YouTube**.

1

X, bis Juli 2023 **Twitter**, ist ein soziales Netzwerk, das 2006 als Kurznachrichtendienst von Jack Dorsey und anderen ins Leben gerufen wurde. Im Oktober 2022 wurde der Dienst von dem mehrheitlich von Elon Musk kontrollierten Unternehmen X Corp. übernommen. X ist heute eine der meistbesuchten Onlineplattformen der Welt.

führte Buch und zählte bis zum Ende seiner ersten Amtszeit 30.573 falsche oder irreführende Aussagen, rund 21 pro Tag. Viele davon verbreitete er über seinen Account auf der Social-Media-Plattform Twitter, der zwischenzeitlich zum inoffiziellen Sprachrohr des Weißen Hauses zu werden schien. Geschadet hat dieses flexible Verhältnis zur Wahrheit Trump nicht. Im Gegenteil: 2024 wurde er wiedergewählt und ist seit Januar 2025 erneut US-Präsident. Und auch auf X ist er seit 2022 wieder aktiv, nachdem er im Anschluss an seine Wahlniederlage 2021 wegen Falschaussagen und Gewaltaufrufen zwischenzeitlich gesperrt worden war. Heute folgen ihm dort über 100 Millionen Menschen. Das sind 20 Millionen mehr als im Januar 2021, womit er unter den Top 10 der erfolgreichsten Accounts weltweit rangiert.

Hass, Beleidigungen und Lügen habe es freilich schon immer gegeben, meint Lewandowsky. 2003 etwa behaupteten die USA und Großbritannien, der irakische Machthaber Saddam Hussein verfüge über Massenvernichtungswaffen, und legitimierten damit den Irakkrieg. „Obwohl diese nie gefunden wurden, glaubt bis heute ein Drittel der US-Amerikaner, dass es sie gab“, so der Forscher. „Damals habe ich begonnen, aus kognitionswissenschaftlicher Perspektive zu untersuchen, wie sich Falschinformationen verbreiten und auswirken. Noch bevor es Social Media gab.“

Emotionalität statt Fakten

Soziale Netzwerke wie Facebook, X & Co. aber befördern die Verbreitung von Fehlinformationen oder gar Lügen längst aktiv: „Ursache dafür sind die Algorithmen, mit denen die Plattformen auswählen, welche Inhalte die größte Reichweite haben“, erklärt der Forscher. „Und das sind eben solche, die Aufmerksamkeit erzeugen, indem sie Empörung, Angst oder Hass erregen. Wie Falschinformationen, die oft krasser und aufwühlender sind als Fakten – und deshalb von Algorithmen bevorzugt werden, da diese sich nicht um die Qua-

lität von Informationen kümmern.“ Es habe sich gezeigt, dass Menschen länger auf den Plattformen bleiben, wenn sie Inhalte gezeigt bekommen, die negative Emotionen hervorrufen. Und diese Erkenntnis befeuert das Geschäftsmodell der aktuell erfolgreichsten sozialen Netzwerke: Wer lange bleibt, sieht mehr Werbung, mit der die Firmen ihr Geld verdienen. „Wir wissen von Whistleblowern, dass Facebook empörende Inhalte fünfmal häufiger hervorhebt als positive. Die Folge davon ist, dass die Menschen polarisiert und von Hass durchtränkt sind.“ Verantworten müssen sich die Tech-Firmen dafür aber nicht, jedenfalls nicht gegenüber den Nutzenden: „Der Online-Markt unterscheidet sich grundlegend von allen anderen Märkten“, so Lewandowsky. „Die großen Social-Media-Konzerne haben keine Geschäftsbeziehung zu den Menschen, die ihre Plattformen nutzen, sondern zu ihren Werbekunden. Deshalb gelten die negativen Folgen bei den Nutzenden zumindest potenziell als Kollateralschäden.“

Schaden nehmen aber längst auch die Demokratie und die Art, wie innerhalb von Gesellschaften kommuniziert und diskutiert wird. Soziale Netzwerke verschieben den Wert von Informationen – weg von Fakten und Wahrheit hin zu Emotionen und (scheinbarer) Authentizität. „Mithilfe der sozialen Netzwerke ist es Akteuren wie Donald Trump gelungen, Wahrheit und Ehrlichkeit neu zu definieren, sodass sie nicht mehr auf Beweisen und Genauigkeit beruhen, sondern auf Emotionalität und Aufrichtigkeit“, so Stephan Lewandowsky. „Obwohl er während seiner ersten Amtszeit ständig log, wurde er von seinen Wählern als ehrlich angesehen, weil er seine Überzeugung aufrichtig zum Ausdruck brachte.“

Gnadenlose Geschäftsmodelle

Dabei sei das, was Facebook, X & Co. so gefährlich mache, keineswegs von Beginn an das Ziel ihrer Entwickler gewesen, erläutert der Forscher. Geschäftsmodell und Algorithmus seien

ursprünglich getrieben gewesen von der technologischen Entwicklung. „Wäre Mark Zuckerberg 2005 dahergekommen und hätte gesagt: ‚Ich baue eine Maschine, mit der wir Geld verdienen können, indem wir den Menschen Dinge zeigen, die sie gegeneinander aufbringen und die Demokratie untergeben‘, hätten sie ihn für verrückt erklärt und gesagt: ‚Geh nach Hause und komm nicht wieder!‘“ Allein die weitgehend unangefochtene Monopolstellung von **Meta**, **Google** oder **X** sorgt dafür, dass es auf dem eingeschlagenen Weg kein Zurück mehr zu geben scheint: „Wenn man Gewinne maximieren kann, indem man die Demokratie zerstört, dann wird das Facebook nicht davon abhalten“, so das ernüchternde Urteil von Stephan Lewandowsky.

Aber es sind nicht länger allein gnadenlose Geschäftsmodelle, die den demokratischen Grundwerten zu Leibe rücken, wie der Forscher betont. „Die größte Bedrohung für die Demokratie sind buchstäblich Milliardäre, die beschlossen haben, dass Demokratie nicht in ihrem Interesse ist. Und sie haben unglaublich viel Geld und Macht – Zugang zur Social-Media-Branche, die im Grunde genommen eine Überwachungsindustrie ist. Eine Industrie, die dafür eingesetzt wird, die Demokratie abzuschaffen.“ Es gebe deutliche Belege dafür, dass die Algorithmen von X nach der Übernahme durch Elon Musk dahingehend verändert wurden, dass die politischen Botschaften der Demokraten unterdrückt und jene der Republikaner bevorzugt wurden. Es gibt Hinweise für ähnliche Einflussnahmen auf die Bundestagswahlen Anfang 2025. Ohnehin nutzte Elon Musk die Plattform nach deren Übernahme im Herbst 2022 offen, um den Wahlkampf von Donald Trump zu unterstützen. „Wir müssen davon ausgehen, dass Musk den Algorithmus stark verändert, um im Grunde genommen die extreme Rechte zu begünstigen. Ich denke, X ist kein soziales Netzwerk, sondern ein Instrument. Wir leben in einer Orwellschen Welt.“

Der politische Wille, etwas zu ändern

Für unumkehrbar hält Stephan Lewandowsky diese Entwicklung nicht. „Ich bin überzeugt, dass wir uns das Geschäftsmodell hinter den Netzwerken anschauen und als Demokratie die Kontrolle darüber übernehmen müssen – oder zumindest einen Weg finden, damit es für die Gesellschaft arbeitet und nicht gegen sie.“ Hass, Lügen und Falschinformationen zu filtern, habe schon funktioniert – viele Firmen hätten damit jahrelang gearbeitet,

ehe X, Google und Meta sie vor Kurzem als vermeintliche Einschränkung der Meinungsfreiheit abgeschafft haben. Aber was, wenn man weiter ginge? Wenn auf den Plattformen Werbung verboten würde und diese sich stattdessen über Abonnementgebühren ihrer Nutzenden finanzieren müssten? „Das würde alles verändern“, so der Forscher. „Plötzlich wäre es im Interesse der sozialen Netzwerke, die Nutzenden von der Plattform fernzuhalten, denn dann würden sie Ressourcen wie Server- und Personalkosten sparen.“ Möglich wäre auch, soziale Netzwerke unter öffentliche Kontrolle zu stellen und wie den öffentlich-rechtlichen Rundfunk als Dienst für alle anzubieten. Beides bislang nur Gedankenspiele, die auf politischer Ebene diskutiert werden sollten, findet der Forscher. „Aber es braucht den politischen Willen, etwas zu ändern. Denn wir befinden uns in einem Wettrennen gegen die dunklen Kräfte.“

Stephan Lewandowsky selbst arbeitet gemeinsam mit Partnern im PRODEMINFO-Projekt an ganz handfesten Strategien gegen den Vormarsch der Falschinformationen. Dafür entwickle das Team Instrumente, die Menschen gegen Fehlinformationen und ihre Einflüsse gewissermaßen „immunisieren“ sollen. Etwa durch das Prinzip der „präventiven Aufklärung“. „Wir helfen Menschen, zu erkennen, dass Aufrichtigkeit nicht immer gleichbedeutend mit Wahrheit ist, und ermutigen sie, ihre Intuition zu hinterfragen.“ Erste Studien dazu hätten vielversprechende Ergebnisse gebracht. „Dann werden sie weniger tolerant gegenüber Normverstößen etwa von Politikern und lassen ihnen Falschinformationen nicht so leicht durchgehen.“



Stephan Lewandowsky
ist Professor für Kognitive Psychologie an der Universität Bristol und Honorarprofessor an der Universität Potsdam.

”

Die größte Bedrohung für die Demokratie sind buchstäblich Milliardäre, die beschlossen haben, dass Demokratie nicht in ihrem Interesse ist.

#

!!

DIE KRAFT DER BEGEGNUNG

Wie unser Verhalten die Demokratie stärken kann



MORITZ JACOBI

Der Psychologe und Politikwissenschaftler Christoph M. Abels ist Experte für politische Verhaltensforschung und arbeitet in dem vom Europäischen Forschungsrat (ERC) geförderten Projekt „PRODEMINFO – Protecting the Democratic Information Space in Europe“. Für „Portal“ erläutert er zehn Dinge, die wir von der politischen Verhaltensforschung über unsere Demokratie lernen können.

1.

In einem Land, das in den Rankings der weltweiten Demokratien weit oben rangiert, nehmen wir freie Wahlen, freie Meinungsäußerung, Gleichheit vor dem Gesetz und die politische Teilhabe für Bürgerinnen und Bürger allzu oft für selbstverständlich. Doch ein Blick in die Welt zeigt: Die Antidemokraten haben Konjunktur. Es gibt heute weniger demokratische Gesellschaften als Autokratien, liberale Demokratien gelten als gefährdete Art. Fast drei Viertel aller Menschen leben in mehr oder weniger autoritären Gesellschaften, und die Zahl der autokratisch geprägten Länder steigt.

„Forschungen zeigen etwa, dass gewisse Bevölkerungsteile deutlich xenophober werden, wenn sie wissen, dass in ihrem Wahlkreis Donald Trump die Mehrheit der Wählerstimmen gewonnen hat“, sagt Christoph Abels.

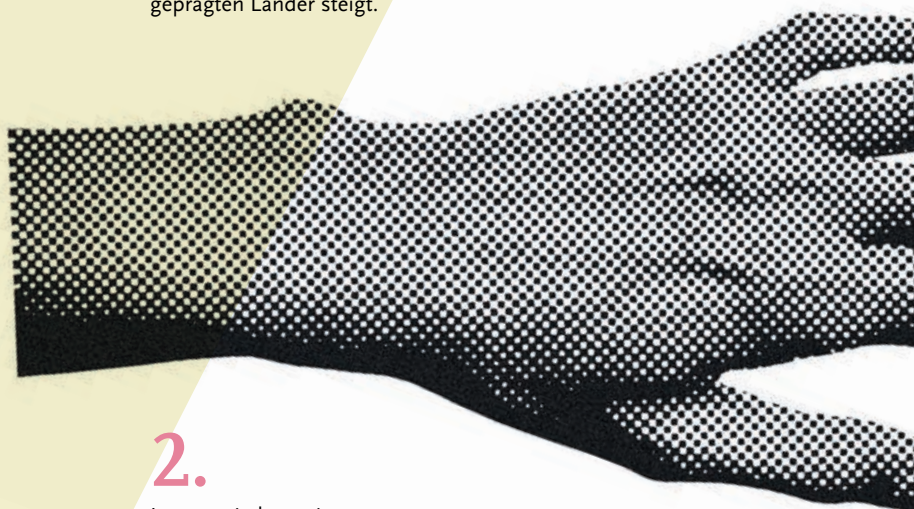
3.

Eine Radikalisierung gegen demokratische Grundprinzipien wird durch eine Kombination aus Populismus, Fehlinformation und Polarisierung begünstigt. „Wir wissen allerdings aus der Risikoform-

2.

Immer wieder ereignen sich Rückfälle in autoritäre Zustände, häufig angestoßen durch politische Eliten, die etablierte ethisch-normative Prinzipien verletzen. Die vielen Grenzüberschreitungen von US-Präsident Donald Trump sind ein anschauliches Beispiel dafür. Wenn politische Eliten signalisieren, dass ein solches normverletzendes Verhalten akzeptabel ist, tendiert die Öffentlichkeit eher dazu, ihrerseits antidemokratische Überzeugungen und Verhaltensweisen anzunehmen.

schung, dass es eine Lücke zwischen Beschreibung und Erfahrung gibt. Risiken, die mir nur beschrieben werden, unterschätze ich tendenziell, während ich Risiken, die ich selbst erlebt habe, eher überschätze.“ Um die Demokratie zu retten, reicht es deshalb nicht aus, ihren drohenden Untergang zu beschwören. Damit demokratische Verhaltensnormen nicht einrosten, braucht es: Training.



4.

Ein wirksames Instrument, um den Rückgang von Demokratien zu stoppen, sind Verhaltensinterventionen. Sie zielen darauf ab, die Widerstandsfähigkeit gegenüber Manipulation und Fehlinformationen zu erhöhen, die individuelle Entscheidungskompetenz zu stärken und Vorurteile gegen gesellschaftliche Gruppen abzubauen.

6.

Eine weitere, gut dokumentierte Verhaltensintervention bringt Menschen aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten und sozialen Gruppen zu konkreten Themen ins Gespräch. „Das kann man auch angenehm gestalten, wie ein Bierwerbespot für Heineken gezeigt hat“, sagt Christoph Abels. „Dafür wurden Menschen mit konträren Ansichten in einen Raum gesetzt, ihnen ein Bier in die Hand gedrückt und eine Unterhaltung angestoßen.“

8.

Diesen Interventionen zugrunde liegt die Theorie des Intergruppenkontakts aus den 1950er Jahren. Sie besagt, dass Vorurteile gegen die andere Gruppe dem realen Kontakt mit dieser nicht standhalten. „Und Studien zu derartigen Interventionen zeigen genau das“, so der Wissenschaftler. „Wer Menschen miteinander an einen Tisch bringt und so sympathische Narrative erzeugt, der hilft auch, polarisierenden Überzeugungen zu begegnen, die letztlich dem demokratischen Zusammenleben schaden.“

10.

Auch die Wissenschaften sind in einer Bringschuld, wenn es darum geht, das Vertrauen der Gesellschaft in demokratisch organisierte Forschung und Bildung zu fördern. Denn wer Wissenschaftsfreiheit genießt, hat auch die Verantwortung, den Elfenbeinturm zu öffnen. Dafür braucht es niedrigschwellige Formate, in denen die breite Öffentlichkeit etwas über die Arbeit an den Hochschulen und akademischen Instituten erfährt, die durch die öffentliche Hand mitfinanziert oder überhaupt erst möglich gemacht wird.

5.

Eine pädagogische Methode, die das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung ins Feld führt, ist das Boosting: „Dabei handelt es sich um kurze Interventionen, die den Menschen konkrete Fähigkeiten vermitteln“, erläutert Christoph Abels. „Etwa wie man die Glaubwürdigkeit von Quellen überprüft. Oder das sogenannte Pre-Bunking, also das Erkennen von Falschinformationen anhand von bestimmten Markern in der Sprache und Botschaft von Inhalten.“

7.

Menschen in einem entspannten Umfeld miteinander in Kontakt bringen: Das geht im Vereinsleben, durch ehrenamtliches Engagement oder im Rahmen von betrieblichen Veranstaltungen. „Die aus meiner Sicht effizienteste Maßnahme ist, das am Arbeitsplatz zu machen“, sagt Politikforscher Abels. „Denn viele andere Anlässe, zu denen Menschen noch physisch zusammenkommen, bauen sich sukzessive ab. Wer ist denn noch im Gemeindechor oder geht in die Kirche und spricht dort mit anderen Leuten?“

9.

Den Demokratiebegriff durch interaktive Formate greifbar machen: Das kann auch spielerisch gelingen. Das können Rollenspiele oder auch virtuelle Simulationen (zum Beispiel eines Überwachungsstaats) sein, in denen spürbar wird, was es heißt, in einem autokratischen System zu leben. Nicht zuletzt die bildende Kunst kann eine wichtige Funktion dabei übernehmen, den gegensätzlichen Lebenswirklichkeiten in demokratischen und politisch unfreien Gesellschaften eine ausdrucksstarke Form zu verleihen.



Christoph M. Abels
ist wissenschaftlicher
Mitarbeiter im ERC-Projekt
PRODEMINFO.

„ COOLE GREMIENARBEIT LOCKT MEHR LEUTE AN “

ÜBER POLITISCHE TEILHABE
IM STUDIUM



Illustration: © Andreas Töpfer



**ISABEL FANNRICH-
LAUTENSCHLÄGER**



Illustration: © Andreas Topfer

Sich an der Universität auch politisch engagieren? Für Sönke Beier gehörte das während seines Physikstudiums fest dazu. Vom Fachschaftsrat über den Senat bis hin zum Studierendenparlament und der Studienkommission Physik – er hat die Zeit nicht nur genutzt, um Kenntnisse und Wissen in seinem Fach zu erwerben, sondern auch, um seine Hochschule und die Studienbedingungen aktiv mitzugestalten. Seit seinem Masterabschluss im Sommersemester 2025 ist er nun wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Biologische Physik. Ob ein Studium gesellschaftliches Engagement und politisches Interesse fördert, interessiert wiederum den Soziologen Ulrich Kohler. Der Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung hat im Projekt „Gesellschaftlich-demokratische Teilhabe als Dimension des Studierenerfolgs“ Studierende und Absolvent*innen an der Uni Potsdam zu ihrer politischen Sozialisierung befragt. Isabel Fannrich-Lautenschläger hat mit den beiden über die Hürden und den Gewinn von politischer Teilhabe im Studium gesprochen.

Herr Kohler, was war das Ziel der Befragung?

Ulrich Kohler: Der Gesetzgeber fordert im Hochschulrahmengesetz, dass wir uns an der Universität nicht nur um die Kenntnisse und die berufliche Bildung von Studierenden, sondern auch um ihre Sozialisation als demokratische Persönlichkeiten kümmern. Diese gilt als eine von mehreren Dimensionen des Studierenerfolgs. Wir wollten herausfinden: Klappt das?

Herr Beier, Sie waren in vielen Gremien aktiv – wie stark politisieren sich Studierende?

Sönke Beier: Ich habe ja auch an der Umfrage von Ulrich Kohler teilgenommen. Meiner Meinung nach lässt sich eine Politisierung nur begrenzt im Kontext der Lehre, zum Beispiel durch offene Diskussionen in Vorlesungen und Seminaren, erreichen. Spannend wäre, wie die akademische und studentische Selbstverwaltung stärker dazu beitragen können, dass Studierende demokratisch teilhaben wollen.

Herr Kohler, war dieser Aspekt Teil Ihrer Befragung?

Kohler: Wir haben ein breites Verständnis von Beteiligung zugrunde gelegt und deshalb drei

Dimensionen abgefragt: Einstellungen und Werte, Wissen, aber auch konkretes Verhalten, also das Mitmachen in akademischen Gremien ebenso wie in Bürgerinitiativen oder Sportvereinen außerhalb der Uni. Wir wollten wissen, ob sich Werte und Wissen im Studienverlauf so verändern, dass es zu einem bestimmten Verhalten kommt.

Was ist das Ergebnis Ihrer Studie?

Kohler: Im Vergleich kann man sagen, unsere Studierenden sind partizipativer als der Durchschnitt der Bevölkerung. Wenn wir aber untersuchen, wie sich das im Zeitverlauf entwickelt hat, finden sich keine Unterschiede. Wenn es um die Frage geht, werden Studierende an der Uni Potsdam noch weiter demokratisch politisiert, muss man sagen: Fehlanzeige. Auch weitere Befunde geben keinen Anlass zu glauben, dass das an anderen Universitäten anders wäre.



Sönke Beier
studierte Physik an der
Universität Potsdam
und ist hier seit 2025
wissenschaftlicher
Mitarbeiter an der
Professur für Biologische
Physik.

Herr Beier, was war bei Ihnen der Auslöser, sich an der Uni zu engagieren?

Beier: Das fing mit der ganz normalen Frage eines Physikstudenten an: Ich möchte am Wochenende arbeiten, die Universität ist zu. Könnten nicht alle Studierenden mit ihrer Universitätschipkarte das Haus öffnen? Damals konnte diese Idee nicht umgesetzt werden, aber ich bin damit im Fachschaftsrat gelandet. Und von da bin ich weiter in andere studentische Gremien wie das Studierendenparlament gekommen und zusätzlich in akademische Gremien wie Studienkommissionen oder den Senat, wo man mit Professor*innen und Beschäftigten zusammenarbeitet.

Kohler: Interessant ist doch, dass Herr Beier durch eine spezifische Problemwahrnehmung zu dieser Gremienarbeit gekommen ist. Wenn ich mich aber frage, warum klappt das mit der Beteiligung an der Uni Potsdam nicht besser, müsste man im Umkehrschluss sagen: Dann gibt es anscheinend keine Probleme und nichts zu kritisieren.

Das sehen Sie sicherlich anders, Herr Beier?

Beier: Meine Gegenthese wäre, dass die wenigen Studierenden, die sehr lange Gremienarbeit machen, einerseits keine Nachfolger*innen finden und sich manchmal an Themen festbeißen, die an der Uni schwer durchzusetzen sind. Das kenne ich teilweise auch von mir. Andererseits schreckt es manche ab, sich zu engagieren, wenn sie nicht die Möglichkeit bekommen, sich in einem geordneten Verfahren auszutauschen und etwas zu verändern – also mit ihren Ideen erfolgreich zu sein.

Kohler: Die Hürden werden als zu hoch wahrgenommen. Also die Kosten-Nutzen-Relation geht zu Ungunsten der Beteiligung. Wer eine kleine Änderung in der Studienordnung haben will, muss sich erst einmal in die Studienkommission wählen lassen, da regelmäßig drin sein ...

Beier: ... und die muss tagen. Auch Professor*innen brauchen hierfür ausreichend Zeit im vollen Arbeitsalltag.

Was kann dazu motivieren, diesen Schritt an der Uni zu tun?

Beier: Manchmal ist ein Fest vom Fachschaftsrat der Anlass: Ah, da kann ich meine Meinung





sagen. Oder eine Feier mitorganisieren. Wenn die Fachschaftsräte gut funktionieren, erfahrene und neue Personen aufeinandertreffen, kommen viele erstmals mit demokratischen Strukturen in Berührung. Es ist wichtig, diese Anfänge gut zu fördern und regelmäßig zu überprüfen, wie diese kleinen Gremien funktionieren. In anderen Gremien wie dem Allgemeinen Studierendenausschuss, dem Senat oder Studierendenparlament dagegen sitzen meist diejenigen, die schon lange dabei sind.

Das ist doch auch eine gute Möglichkeit, Leute kennenzulernen ...

Beier: Der Fachschaftsrat fördert Gemeinschaft, die Leute wollen dann dort hin. Gut funktionierende und coole Gremienarbeit lockt einfach mehr Leute an.

Was müsste sich konkret verändern?

Kohler: Wir haben keine Räume, wo die Studierenden sich treffen können. Das ist wirklich ein Trauerspiel. In einem vernünftigen Fachschafts-

raum könnten sie abseits der Lehre Feiern veranstalten, sich aber auch bei einem Kaffee über Unzufriedenheiten austauschen. Eine dichtere Kommunikation würde sie vielleicht stärker politisieren.

Ihr Fazit, was das politische Engagement an der Uni einem persönlich bringt?

Kohler: Tatsächlich zeigt sich keinerlei Zusammenhang zwischen der Partizipation innerhalb und außerhalb der Universität und weiteren Kriterien des Studienerfolgs – sei es die Note, die Studiendauer oder -zufriedenheit.

Beier: Mich hat es zwar Zeit gekostet und bestimmt das Studium verlängert. Aber ich habe sehr viel gelernt, was man Schlüsselkompetenzen nennen würde: also Team- und Kommunikations-, aber auch Konfliktfähigkeit. Heute habe ich jedenfalls nicht mehr so viel Angst, mich mit Professor*innen zu unterhalten oder konstruktiv zu streiten. Ich weiß jetzt auch, was eine Geschäftsordnung ist und kann mich weiter demokratisch engagieren. Außerdem lernt man viele Leute kennen.



Ulrich Kohler
ist seit 2012 Professor für
Methoden der empirischen
Sozialforschung an der
Universität Potsdam.



➔ **Zum Projekt
„Gesellschaftlich-
demokratische Teilhabe
als Dimension des
Studienerfolgs“**



Landtag horizontal und vertikal

Wie Oke Seliger Studierenden
die brandenburgische Landespolitik
näherbringt



FLORIAN DÖNAU



Oke Seliger
ist seit 2024
wissenschaftlicher
Mitarbeiter an der
Professur Politik und
Regieren in Deutschland
der Universität Potsdam.

Vertreten Landespolitiker*innen auch unabhängig von Parteilinien die Interessen ihrer Wähler*innen? Gab es während der Covid-Pandemie einen brandenburgischen Sonderweg? Versucht die AfD, landespolitische Standards auszuhöhlen? Fragen wie diesen widmet sich Oke Seliger, Doktorand an der Professur für Politik und Regieren in Deutschland. Zum einen in seiner Forschung, zum anderen im Bachelor-Seminar „Der Landtag Brandenburg und empirische Dynamiken der Landespolitik“ – und zwar ganz nah an der Praxis, mit Gästen aus der Politik sowie einem Besuch im Landtag.

Vom Seminarraum im ersten Stock von Haus 6 auf dem Campus Griebnitzsee schaut man auf einen kleinen, aber dichten Hain. Hier findet ein Seminar statt, dessen Ziel es ist, Studierenden zu zeigen, wie sie sich im Wald aus Parteien, Mandaten, Gesetzesentwürfen, kleinen und großen Anfragen zurechtfinden können. Dabei geht es Seliger nicht nur darum, den Teilnehmenden Arbeitsweise und Struktur des Landtags zu vermitteln. Einen besonderen Fokus legt er darauf, tagesaktuelle Fragen aus der Politik aufzugreifen. „Ein Teil der Prüfungsleistung ist eine Gruppenarbeit, bei der sich die Teilnehmenden mit einem

konkreten Thema des Landtags befassen und am Ende des Semesters ihre Ergebnisse vorstellen“, erklärt der Dozent.

Politik aus nächster Nähe

Ausgangspunkt dafür ist ein Ausflug in den Landtag im Potsdamer Stadtschloss, der eindrucksvoll unterstreicht, wie praxisnah Seligers Seminar ist. Der Termin wurde in mehreren Sitzungen zu Föderalismus, den Regierungssystemen der Bundesländer und der Parteipolitik im Landtag Brandenburg gründlich vorbereitet. Vor Ort gab es zunächst eine Führung durch das Gebäude und anschließend ein Gespräch mit Referent*innen für Innenpolitik der SPD im Landtag. „Die Studierenden haben eine Menge Fragen gestellt. Einerseits mit Bezug zu ihren Gruppenarbeiten, andererseits aus persönlichem Interesse. Dabei waren auch kontroverse Fragen, vor allem zur Rolle der AfD im Landtag“, sagt Seliger sichtlich zufrieden.

Später im Semester kam Brandenburgs Bundesratskoordinator Thomas Hainz nach Griebnitzsee und sprach über seine Erfahrungen bei der Vermittlung der Landesinteressen auf Bundesebene. Dass Doktorand Oke Seliger so gute Verbindungen in die Politik besitzt, liegt daran, dass er schon als Student der Politikwissenschaften im Bundestag gearbeitet hat. Zuerst als Praktikant im damaligen Bundestagsbüro von Ministerin Manja Schüle, später als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei ihrer Nachfolgerin Sylvia Lehmann. Neben seiner Promotion erforscht er im Projekt „**State-DNA**“, wie sich Regierungsstrukturen mit der Zeit verändern: „Als ehemaliger Mitarbeiter des Bundestags interessiert mich besonders das Zusammenspiel exekutiver und legislativer Akteure bei der Koordination von Regierungspolitik“, sagt Seliger. Auch in seiner Forschung sind Praxis und Theorie unauflöslich verbunden.

„Die Politikwissenschaften unterscheiden zwischen horizontaler und vertikaler Kooperation: Vertikal meint die Vertretung von Landesinteressen auf Bundesebene und innerhalb der EU, horizontal hingegen die Zusammenarbeit der Länder untereinander“, fasst Oke Seliger zu Beginn des heutigen Seminars zusammen. Jede Sitzung beginnt mit einer kurzen Wiederholung und Zeit für Fragen. Der Kurs ist mit acht angemeldeten Teilnehmenden relativ klein, doch die Motivation dafür umso größer. Das merkt man daran, dass die Studierenden die Nachrichten zur Landespolitik aufmerksam verfolgen, angeregt

über ihr Gruppenarbeitsthema diskutieren, dass alle Anwesenden die Sitzungsliteratur gelesen zu haben scheinen und aktiv mitarbeiten. Gegenstand heute: „Landespolitik in der Krise“. Dafür suchen die Studierenden online im Dokumentationssystem des Landtags nach Anträgen und Debatten rund um Covid und werten diese quantitativ und qualitativ aus. Generell hat Seliger ein erfrischend offenes Verhältnis zu elektronischen Werkzeugen in den Sozialwissenschaften, auch zu Künstlicher Intelligenz.

Keine Angst vor KI

So finden sich im Lehrplan des Kurses Hinweise zur Nutzung digitaler Hilfsmittel. Doch statt Verboten gibt es Tipps, welche Werkzeuge sich wofür eignen – und wofür nicht. „Künstliche Intelligenz kann nützlich sein, aber sie kann nicht alle Probleme lösen. Wer seine Hausarbeit von ChatGPT schreiben lässt, kann keine sehr gute Note erwarten“, erläutert Seliger seine Meinung zu dem kontroversen Thema. Nützlich sind solche Tools eher bei der Literaturrecherche, Ideenfindung, dem Abbau von Berührungsängsten mit statistischer Software und bei der Bewältigung großer Datenmengen. Zudem ist es schwer, KI-Nutzung rechtsfest nachzuweisen: „Darum möchte ich

lieber gutes Forschungsdesign und den Aufbau eines Papers als solide Grundlage vermitteln. Dann können die Studierenden später selber einschätzen, wo der Einsatz von KI für ihre Forschungsprojekte Sinn ergibt.“

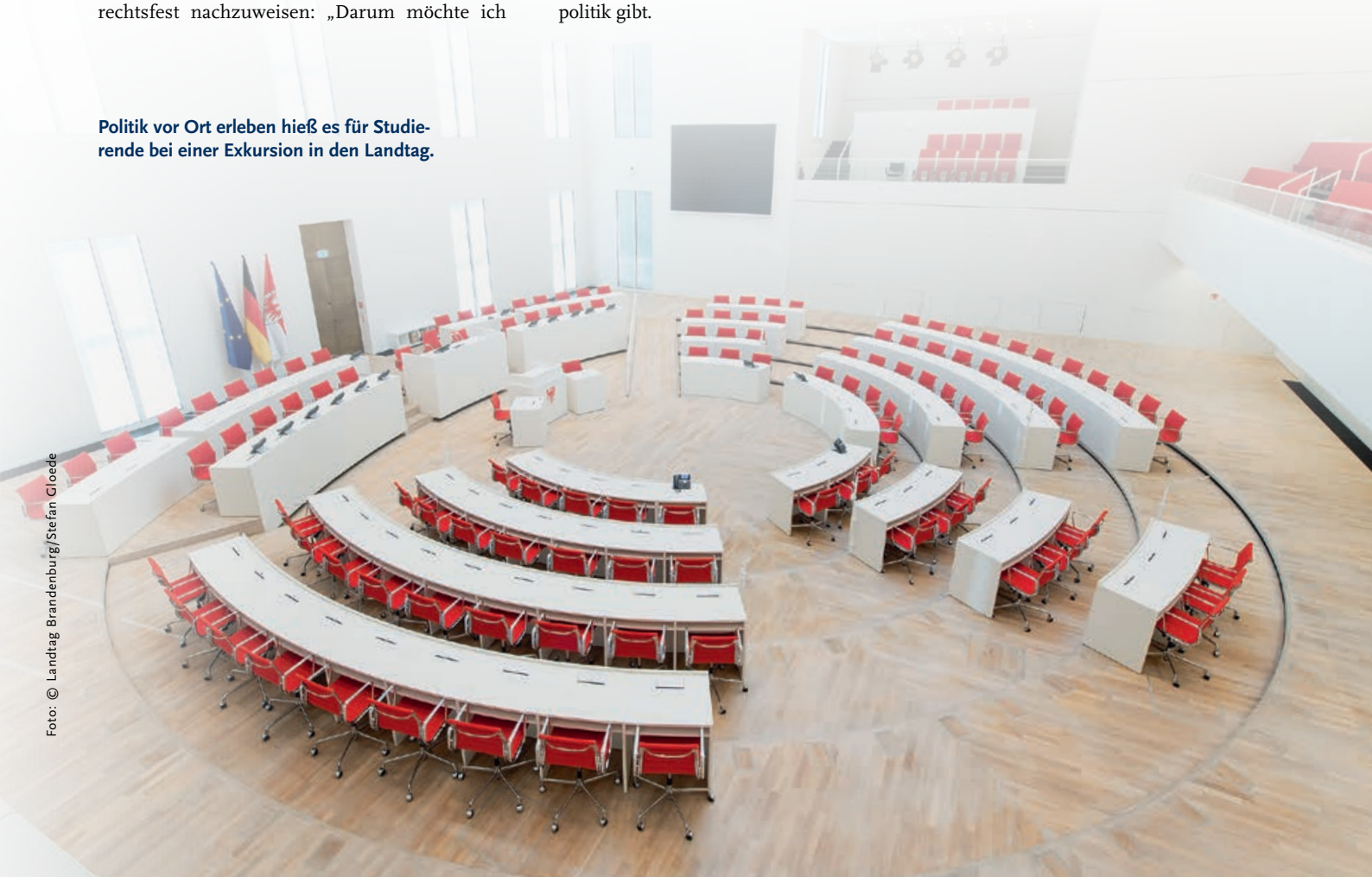
Für seine Doktorarbeit nutzt Seliger Methoden der Computational Social Science, bei der Computerprogramme große Datenmengen analysieren und daraus zum Beispiel Muster bei Entscheidungsfindungen ableiten. In seinem Fall geht es um informellen Austausch zwischen Politiker*innen und wie dieser deren Entscheidungen beeinflusst. Dass dieser Prozess die Demokratie aushöhlen könnte, bereitet ihm keine Sorgen: „Dass wir so viele Parteien haben, macht Entscheidungen schwerer und kann auf eine Politik des minimalen Konsens hinauslaufen. Aber durch institutionelle Verschränkungen sind wir dafür zugleich weniger gefährdet, in die Autokratie abzurutschen. Darum finde ich, wir haben schon ein solides Regierungssystem. Trotzdem sollten wir in dieser krisengeprägten Zeit nicht aufhören, über die Resilienz unserer Demokratie nachzudenken.“ Oke Seliger brennt für die Politikwissenschaft. Das ist es letztlich auch, was seinen Unterricht so anschaulich macht und seinen Studierenden Orientierung im Wald der Landespolitik gibt.

Die Forschungsgruppe **State-DNA** an der Professur von Julia Fleischer untersucht, wie sich Regierungen seit dem 19. Jahrhundert verändert haben.

➔ Weitere Informationen:



Politik vor Ort erleben heißt es für Studierende bei einer Exkursion in den Landtag.





Blick nach vorn

Lena Sonntag studiert Patholinguistik und ist Leistungssportlerin im Gehen



**ISABEL FANNRICH-
LAUTENSCHLÄGER**

Es ist einer der heißen Tage im Juli, 17 Uhr. Am Strand des Templiner Sees drängen sich Kinder und Erwachsene. Für Lena Sonntag spielen die 35 Grad, die das Thermometer heute anzeigt, keine große Rolle, das tägliche Training findet nur wenig später statt als sonst. Sie zieht sich am Uferweg das Sport-Top an, reicht dem Trainer ihren kleinen Rucksack und geht nach ein paar Dehnübungen los. Die 21-Jährige bereitet sich auf den nächsten Wettbewerb vor.

Disziplinierter Tagesablauf

Die gebürtige Lauchhammerin hat bereits mehrere Medaillen beim Gehen auf der Bahn und auf der Straße geholt. Und sie studiert an der Universität Potsdam Patholinguistik, ein theoretisch und praktisch ausgerichtetes Fach zur Behandlung von Sprach- und Entwicklungsstörungen. Um beidem, dem Leistungssport und dem Studium, gerecht zu werden, ist ein äußerst disziplinierter Tagesablauf nötig.

Damit hat Lena Sonntag keine Probleme. Sie konzentriert sich auf das, was gerade ansteht. „Heute machen wir ein Tempo-Programm.“ Das bedeutet, im Wechsel mal zwei Kilometer, mal einen Kilometer schnell gehen, sodass sie auf insgesamt zehn Kilometer kommt. „Dazwischen gibt es 90 Sekunden Pause – oder weniger, wenn es anstrengender sein soll.“ Ein- oder zweimal die Woche gehört das zu ihrem Training am Potsdamer Luftschiffhafen.

Zum Leistungssport gelangte Lena Sonntag erst als Jugendliche. Vorher war sie mit ihrer Zwillingsschwester in der Leichtathletik beim SC Potsdam aktiv. Von da kam sie zufällig zu den Gehern – und fand Gefallen daran: „Man macht am Anfang schnell Fortschritte, und die Konkurrenz ist nicht so groß. Ich stand öfters oben auf dem ersten Platz.“ Der Sport eigne sich gut für eine Frau von 1,60 Metern Größe, sagt sie lachend: „Mit kurzen Beinen schafft man eine hohe Schrittfrequenz.“

Die Herausforderung liege in der richtigen Technik, erklärt Sonntag: Wer schummelt, die Knie falsch bewegt und den Boden nicht berührt,

bekommt im Wettkampf vom Schiedsrichter die Kelle oder eine Rote Karte gezeigt – und manchmal auch eine Zeitstrafe. Bei ihr bestehe da keine Gefahr: „Ich habe eine sehr saubere Technik, und wir trainieren sie auch gezielt.“

Prioritäten setzen

Schon als Lena Sonntag die Oberstufe am Potsdamer Humboldt-Gymnasium besuchte, drehte sie täglich ihre Runden. „Ich hatte meistens bis 14 oder 16 Uhr Schule, dann trainieren, zu Hause kurz Schulaufgaben machen, essen und fünf Stunden schlafen“, erzählt sie. „Ich weiß gar nicht mehr, wie ich das durchgehalten habe. Aber ich wollte an der leistungsorientierten Schule gut mithalten.“

Und feiern gehen? Erst neulich musste sie die Geburtstageinladung einer Freundin absagen: „Man muss Prioritäten setzen. Am Ende würde ich mich ärgern, wenn ich jeden Tag trainiere, mir aber durch Alkohol und wenig Schlaf selbst ein Bein stelle“, betont die Sportlerin. „Da ich schon lange so lebe, vermisse ich es gar nicht, bis in die Morgenstunden unterwegs zu sein. Ich war dafür immer viel zu kaputt.“ Umso wichtiger sei es ihr deshalb, auf dem Golmer Campus Menschen zu treffen, die mit Sport gar nichts zu tun haben.

Dass sie Geherin sei, darauf würden manche positiv überrascht reagieren. „Allerdings werde ich, wenn ich draußen trainiere, immer angeschaut, weil viele es gar nicht kennen. Manche machen sich sogar lustig“, bedauert sie. Leider sei auch in der deutschen Leichtathletik das Gehen nicht so angesehen und inzwischen nicht mehr Teil der Jugendmeisterschaften.

Mittlerweile hat sich der sportliche Einsatz auf zehn bis zwölf wöchentliche Trainingseinheiten erhöht. Nur am Donnerstag- und Sonntagnachmittag ist frei. Dass sich die vielen Stunden mit dem Studium vereinbaren lassen, dafür sorgen Betreuer des Olympiastützpunkts. „Wir haben an der Uni einen Nachteilsausgleich vereinbart und das erste Studienjahr auf zwei Jahre aufgeteilt.“ Eine richtige Entscheidung: „Erst einmal ankommen, ein bisschen zeitlichen Puffer haben und verhindern, dass man die Hälfte der Kurse nicht besteht.“

Eine längere Strecke, die ist für Lena Sonntag auch im Sport von Vorteil. „Mein Trainer sagt immer, dass ich wie ein Diesel bin. Der muss erst mal warm werden, bis es dann richtig läuft.“ Je älter sie wurde, desto mehr habe sie sich gefreut, nicht mehr nur drei oder fünf Kilometer zu machen, sondern zehn oder 20.

Die Gesundheit steht an erster Stelle

Mit Erfolg: Nach nur einem Jahr Training holte sie 2019 bei der Deutschen Jugendmeisterschaft der U16 den Titel: „15 Minuten und sechs Sekunden für 3.000 Meter“, das weiß sie noch genau. „Ich war zwei Minuten schneller als der beste Junge. Das war cool – auch wenn er heute schneller ist als ich.“ Auch in den drei Jahren danach holte sie Gold: „Ich habe mich mit jedem Wettkampf steigern können.“ International ist sie ebenfalls dabei und belegte etwa bei der U20-Weltmeisterschaft im kolumbianischen Cali im 10.000-Meter-Bahn-Gehen Platz 23.

In diesem Jahr hatte die Leistungssportlerin erstmals Probleme wegen einer Zyste in der Kniekehle. Sie war dadurch eineinhalb Monate außer Gefecht, konnte aber nach drei Wochen Training an den Deutschen Meisterschaften teilnehmen. „Dann kam das Nächste. Ich hatte Hüftprobleme, die sich hinzogen.“ Jetzt höre sie mehr auf ihren Körper: „Sobald etwas weh tut, sage ich, die Gesundheit ist wichtiger als weiterzumachen.“

Um 17:30 Uhr ist es am Templiner See noch kein Grad kühler geworden. Auf dem Fahrrad fährt der Trainer neben Lena Sonntag her, achtet auf die Schritte und spricht mit der Sportlerin. Längst hat sie das richtige Tempo gefunden und geht – Runde um Runde – an den Badenden vorbei, den Blick nach vorn.



Lena Sonntag
macht als Studentin der
Patholinguistik an der
Universität Potsdam und
als Leistungssportlerin im
Gehen duale Karriere.



Lena Sonntag mit ihrem
Trainer am Templiner See

Mehr als ein Fachraum

Ein barrierearmes Lehr-Lernlabor für inklusive Technische Bildung auf dem Campus Golm

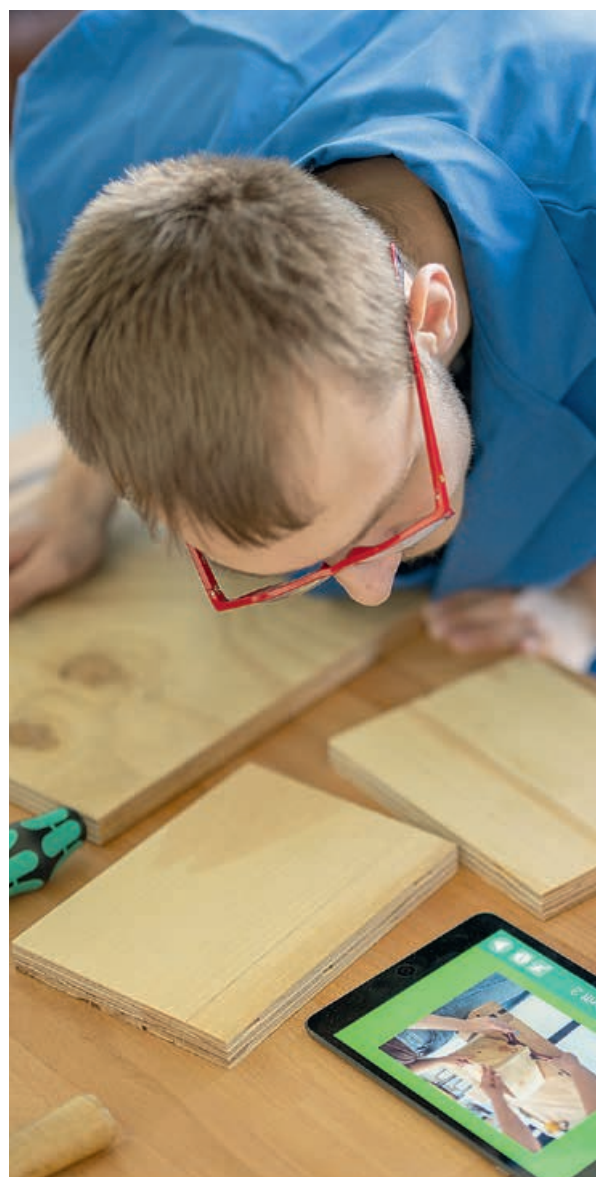


ANTJE HORN-CONRAD

Auf dem Tisch liegen Hammer und Säge, Schleifpapier, ein Tacker, Schraubzwingen, zwei Akkuschrauber und: Bilder von Blumen. Was das eine mit dem anderen zu tun haben kann, werden Alister und Anuk, Luka und Alexander gleich verstehen und dann, Schritt für Schritt, handwerklich begreifen. Die Vier – zwischen 13 und 18 Jahre alt – besuchen die Potsdamer Comenius-Schule, eine Schule mit dem Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung. Heute aber sind sie mit ihrer Klasse auf den Universitätscampus Golm gekommen, um hier von und mit Studierenden zu lernen. Und zwar im neuen Lehr-Lernlabor für inklusive Technische Bildung, kurz LLiT.

Die Studentinnen Sonja Malkowski (3.v.l.) und Emilie Radke (4.v.l.) bauen mit den Jugendlichen Blumenkästen aus Holz.

Die Studentinnen Sonja Malkowski und Emilie Radke nehmen sie in Empfang und reden mit ihnen zunächst einmal über Blumen, solche, die sie kennen und besonders mögen, um ihnen dann einen Kasten zu zeigen, in den sie sie pflan-



zen können. Genau solch einen Kasten wollen sie nun gemeinsam bauen. Die beiden Frauen, die das Fach Wirtschaft-Arbeit-Technik für das Lehramt Förderpädagogik studieren, haben dafür den Unterricht konzipiert. Bis ins Detail. Doch haben sie tatsächlich alles bedacht? Was lässt sich planen? Worauf müssen sie spontan reagieren? Die vier Jugendlichen, die nun mit ihnen an der Werkbank stehen, begegnen ihnen zum ersten Mal. Sie sind nicht nur unterschiedlich alt und bringen verschiedene Fähigkeiten mit, sondern bedürfen vor allem einer individuellen Förderung.

„Genau das ist es, was die Studierenden üben und erproben müssen“, sagt ihre Professorin Isabelle Penning, froh über die gute Zusammenarbeit mit der Comenius-Schule, die das prakti-

sche Lernen, aber auch gemeinsames Forschen ermöglicht. Mit dem neuen Labor in Golm hat die erfahrene Förderpädagogin dafür einen perfekten Fachraum geschaffen.

Beobachten und nachbessern

An diesem Vormittag ist es hier so voll wie selten. 16 Mädchen und Jungen hämmern und sägen, kleben und schrauben an den vier Arbeitstischen, die barrierefrei eingerichtet wurden und mit allem ausgestattet sind, was für einen inklusiven technischen Unterricht benötigt wird. Je zwei Studierende betreuen die Vierergruppen, erklären ruhig und im angemessenen Tempo, was als nächstes zu tun ist, welche Werkzeuge dafür benötigt werden, wie man sie handhabt und was zu beachten ist, um sich nicht zu verletzen. Währenddessen beobachten ihre Kommilitoninnen und Kommilitonen jeden Moment des Geschehens, notieren, was gelingt und was nicht, wo das Konzept eine Lücke aufweist und was methodisch noch verbessert werden kann. Im nächsten Seminar werden sie das auswerten und ihren Unterrichtsplan entsprechend anpassen, erklären die beiden Dozentinnen Carolin Hammer und Inga Fahlberg, die heute im Labor alle Abläufe im Blick haben müssen.

Beim Bau der Blumenkästen geht es gut voran. Alister und Anuk, Luka und Alexander haben die zugeschnittenen Teile zusammengeschaubt und beginnen nun, das Holz zu schleifen. „Warum?“, fragt Sonja in die Runde. „Damit man keinen Splitter in die Haut bekommt“, weiß Alister. Dann streichen alle mit der Hand über das Holz und fühlen, wie sich die Oberfläche verändert, wenn sie sie mit dem Sandpapier geschmirligt haben. Die beiden Studierenden sind zufrieden. Es läuft gut. Die Jugendlichen nutzen sogar das Video auf einem bereitliegenden Tablet, mit dem jeder einzelne Arbeitsschritt noch einmal nachvollzogen werden kann. „So verbinden wir das handwerkliche gleich mit dem digitalen Lernen“, erklärt Emilie.

Heterogenste Schule Potsdams

Am Nachbartisch, an dem eine Trommel gebaut wird, braucht ein Schüler etwas mehr Unterstützung. Es fällt ihm schwer, den Hammer ruhig zu führen. Die betreuende Studentin umfasst das Gelenk seiner Hand, mit der er das Werkzeug zu halten versucht. Gemeinsam schlagen sie den Nagel ins Holz. Die anderen am Tisch helfen sich

”

Wir verbinden das handwerkliche mit dem digitalen Lernen.



Die Jugendlichen nutzen das Video auf einem bereitliegenden Tablet, mit dem jeder einzelne Arbeitsschritt noch einmal nachvollzogen werden kann.



Wie müssen wir Technische Bildung gestalten, damit alle Schülerinnen und Schüler etwas lernen?



Die Jugendlichen lernen den Umgang mit verschiedenen Werkzeugen, hier mit einem Tacker.



Isabelle Penning
ist seit 2021
Juniorprofessorin für
Didaktik der ökonomisch-
technischen Bildung
im inklusiven Kontext,
Förderschwerpunkt
kognitive Entwicklung
(Sekundarstufe I) an der
Universität Potsdam.

gegenseitig, zum Beispiel beim Kleben, wenn die eigene Kraft nicht reicht, den Leim aus der Tube zu drücken oder zwei Bauteile lange genug aufeinander zu pressen. Ein Junge hat sich in sich zurückgezogen, muss immer wieder angesprochen und ermuntert werden.

„Die kognitiven und motorischen Voraussetzungen sind eben sehr unterschiedlich“, erklärt der begleitende Lehrer Jan Wendt von der Comenius-Schule, die er zu Recht „die heterogenste Schule Potsdams“ nennt. An diesem Vormittag hält er sich im Hintergrund und beobachtet zufrieden, wie gut und ausdauernd die Jugendlichen mitmachen. „Dass sie sich schnell auf fremde Personen einstellen und konzentrieren können, ist aber auch das Ergebnis von acht bis neun Jahren Schule“, resümiert er. Längere Zeit bei einer Tätigkeit zu bleiben, sei das Ziel der Ausbildung. „Für uns ist es wichtig zu sehen, ob das auch außerhalb des Klassenraums funktioniert und später in einem Betrieb, vielleicht sogar auf dem ersten Arbeitsmarkt“, so Wendt, der aus langjähriger Lehrtätigkeit weiß, wie viel Geduld, Einfühlungsvermögen und Fachwissen es braucht, die Kinder und Jugendlichen in ihrer geistigen Entwicklung voranzubringen. Seine Erfahrungen gibt er gern an die Studierenden

weiter: „Wir versuchen, sie auf unsere Seite zu ziehen. Und sie geben uns ja auch Impulse, den eigenen Unterricht zu überdenken.“

Es ist nicht selbstverständlich, dass Förderschulen sich auf eine solche Kooperation einlassen, weiß Isabelle Penning, die mit der Potsdamer Comenius-Schule und der Berliner Biesalski-Schule ein sogenanntes Campusschulen-Netzwerk geknüpft hat. Am Bedarf der Praxis orientiert, werden hier neue fachdidaktische Ansätze entwickelt, im Unterricht erprobt und empirisch erforscht. „Wie müssen wir Technische Bildung gestalten, damit alle Schülerinnen und Schüler etwas lernen?“ Das sei die zentrale Frage, sagt die Fachdidaktikerin, die die Forschungsergebnisse in frei lizenzierte Bildungsmaterialien, unterrichtspraktische Publikationen und die Weiterbildung der Lehrkräfte fließen lassen will. Und die Studierenden? Sie können dank der guten Zusammenarbeit praktische Unterrichtserfahrungen mit forschendem Lernen verknüpfen, so wie heute hier im Labor.

Der Stolz ist ihnen anzumerken

An den Werkbänken hat inzwischen die studentische Besetzung gewechselt, damit jede und



Für Alister und Anuk, Luka und Alexander ist es vor allem ein Werkraum, in dem sie jetzt den Umgang mit einem Tacker lernen, um ihre Blumenkästen mit Folie auszuschlagen. Zum Schluss füllen sie Erde ein und säen Blumensamen aus. Da wird etwas wachsen. Das bleibt.

**Dozentin Carolin Hammer (l.)
mit Professorin Isabelle Penning im Gespräch**

jeder auch einmal die Beobachtungsposition einnehmen kann. Die Jugendlichen sind dabei, ihre Werkstücke zu bemalen: Holztrommeln, Kerzenständer, Bildhalter und Blumenkästen. Wer einen Stift oder Pinsel nicht halten kann, nimmt Aufkleber zur Dekoration. Einige Mädchen lassen sich unterdessen erklären, was sie an der Standbohrmaschine beachten müssen. Die Schutzbrille vor den Augen, den knallroten Gehörschutz auf den Ohren wagen sie sich heran. Als der Bohrer sich in langsamer Umdrehung durch das Holz gearbeitet hat, ist ihnen der Stolz anzumerken.

Im Labor gibt es einige besondere Maschinen, mit denen sich technische Fertigungsverfahren im Kleinen verstehen lassen, sagt Isabelle Penning und führt eine Tretlaubsäge vor, die wie eine alte Nähmaschine mit wippenden Füßen angetrieben wird. „Die können schon Kinder im Grundschulalter nutzen“, weiß die Professorin, die für die Möglichkeiten des Labors mit einem Video wirbt. Darin stellt sie auch eine winzige Drechselbank vor, an der das Gehäuse eines Kugelschreibers entsteht. „Ob das wirklich Potenzial birgt oder neue Herausforderungen mit sich bringt, das müssen wir noch herausfinden“, sagt die Wissenschaftlerin. Schließlich sei das Labor ja auch ein Forschungsraum.

Fachdidaktische Ansätze für eine inklusive Technische Bildung in der Sekundarstufe I zu entwickeln, in der Praxis zu erproben und empirisch zu erforschen, ist das zentrale Ziel im **LLiT – Lehr-Lernlabor inklusive Technische Bildung**. Es gehört zum Fach Wirtschaft-Arbeit-Technik (WAT) und dient als universitäres Lehrformat zur Verknüpfung von Theorie und Praxis, als Forschungsinfrastruktur für fachdidaktische Fragestellungen und als offener und barrierefreier Gestaltungsraum für Technische Bildung. Lehrkräfte können mit ihren Klassen das LLiT als außerschulischen Lernort besuchen und profitieren von neuen unterrichtlichen Umsetzungsideen für eine inklusive Technische Bildung. Der barrierearme, circa 150 Quadratmeter große Fachraum auf dem Campus Golm lädt alle Interessierten dazu ein, eigene Ideen zur Technischen Bildung einzubringen oder an einem der angebotenen Workshops zu wechselnden Themen teilzunehmen.

➔ **Zum LLiT**



Immer noch mehr verstehen

Was den Italienfreund und Juristen Bernd Malzanini als Gasthörer an die Universität Potsdam zieht



ANTJE HORN-CONRAD

Hörsaal oder Kolonnade? Bernd Malzanini legt den Kopf zur Seite und schmunzelt. Keine Frage. Der Vorsitzende des Freundeskreises Potsdam-Perugia schaut in Richtung des prächtigen Säulengangs, der die beiden Communs auf dem Universitätscampus am Neuen Palais verbindet. Für das Porträtfoto ist dies die passende Kulisse. Zumal es Sommer ist und die Szenerie lichtdurchflutet.

Doch auch der Hörsaal wäre richtig gewesen. Denn dort bewegt sich Malzanini auf ebenso vertrautem Terrain. Seit dem Wintersemester 2021/22 ist der nicht mehr berufstätige Jurist regelmäßig in Lehrveranstaltungen der Philosophischen Fakultät zu finden. Als Gasthörer besucht er Vorlesungen und Seminare, die Bibliothek, die Mensa und genießt noch einmal und immer wieder neu die Lebendigkeit einer Universität.

Das eigene Studium liegt inzwischen Jahrzehnte zurück: Rechtswissenschaften in Saarbrücken. Es folgte ein ausgefülltes Berufsleben als Anwalt und später als Fachmann für Medienrecht. In den 1990er Jahren war Bernd Malzanini dafür vom Saarland nach Brandenburg gewechselt, um hier in der Landeshauptstadt die Geschäftsstelle der „Kommission zur Ermittlung der Konzentration im Medienbereich“ aufzubauen und bis 2021 zu leiten. Ein für die Demokratie notwendiges Instrument, das die Vielfalt voneinander unabhängiger Medienangebote sichern und so den Einfluss Einzelner auf die Meinungsbildung verhindern soll.

Geistig fit bleiben

„Angesichts der immer schnelleren Veränderungen in einer digitalisierten Medienwelt nimmt die Bedeutung einer solchen Kommission weiter zu“, meint Malzanini, der nun im Ruhestand ist und hierfür keine Verantwortung mehr trägt, sich aber dennoch nicht zurückgezogen hat. Nur genießt er jetzt, nach den Jahren der Pflicht, die Kür. Verbindet sein gesellschaftliches Engagement mit Spaß an der Sache und geistigem Gewinn. Im deutsch-italienischen Freundeskreis Potsdam-Perugia kümmert er sich um die Städtepartnerschaft, veranstaltet Vorträge und Führungen, etwa zur italienischen Architektur Preußens, organisiert Bildungsreisen nach Umbrien, den Austausch zwischen Schulen.

Und endlich findet er Zeit, intensiv die Sprache zu lernen, die er von seinen aus Brescia stammenden Vorfahren nicht vermittelt bekam. Lachend erinnert er sich, wie er während der Pandemie in Mantel, Mütze und Maske gehüllt mit Studierenden in einem ungemütlich kalten Seminarraum saß und Tee trinkend Konversation übte: „Das war ganz und gar unitalienisch, aber wir haben viel gelernt, nicht nur Vokabeln und Grammatik, sondern auch zur Kultur und Geschichte.“

Malzanini blieb dran, schloss noch einen Lateinkurs an und fuhr mit seiner Studiengruppe auf Exkursion nach Neapel. Eintauchen in die Antike und dabei ungeahnte Zusammenhänge erkennen – das weckte seine Neugier. Zurück in Potsdam schrieb er sich in der Jüdischen Theologie für eine Einführung in die Biblische Archäologie ein. „Dafür benötigte ich nur die Zustimmung der Dozierenden“, berichtet der Gasthörer, der



➔ Zum Freundeskreis
Potsdam-Perugia e.V.



sich, um die Studierenden nicht zu stören, in den Seminaren gern im Hintergrund hält. „Im Lateinkurs durfte ich die deutsche Übersetzung zu Hilfe nehmen“, gibt der Senior zu. Für das Selbststudium schwört er auf die „wirklich gute Mediathek“ des Zentrums für Sprachen und Schlüsselkompetenzen (Zessko), in der er sich häufig DVDs ausleiht. „Wenn man einmal etwas verstanden hat, will man immer noch mehr verstehen.“

Geistig fit bleiben und mit jungen Leuten in Kontakt sein, das ist es, was ihm an der Gasthörerschaft besonders gefällt. Und die Möglichkeit, an interessanten Exkursionen teilzunehmen. „Ich war beruflich viel unterwegs, habe mit NGOs gearbeitet, auch für ‚Reporter ohne Grenzen‘“, erzählt der Jurist, der diese internationalen Erfahrungen nicht missen will. Als er 2023 mit einer Studierendengruppe durch Israel reisen und vor Ort ein Referat zu „Traditionen am Ölberg“ halten durfte, empfand er das als eines seiner schönsten Erlebnisse überhaupt.

Selbstverständlich habe er die Studienreisen selbst bezahlt, die sonstigen Gebühren für die Gasthörerschaft aber seien nicht hoch. Die Beantragung fand Malzanini nicht kompliziert, für die Genehmigung allerdings brauche man mitunter Geduld, was aber niemanden davon abhalten sollte. „Es lohnt sich auf jeden Fall. Und wenn man ein ganzes Berufsleben lang gewohnt war hinzuzulernen, kann und will man im Alter nicht plötzlich damit aufhören.“

Verliebt in Potsdam

Die Dozierenden erlebt Malzanini durchweg als „sehr aufgeschlossen“ und auch von den Studierenden wird er als gastierender „Kommilitone“ positiv aufgenommen. „Ich lerne viele interessante Leute kennen. Eine Studentin und zwei Dozenten konnte ich sogar für unseren Freundeskreis gewinnen“, berichtet der Vorsitzende. Wenn er Vorträge über „Italien in Potsdam“ halte, merke er jedoch, dass viele Studierende die Stadt gar nicht kennen würden, „weil sie nach der Lehrveranstaltung immer gleich zur Bahn laufen, um nach Berlin zu fahren“. Gern würde er mit ihnen seine Begeisterung für Potsdam teilen. „Als ich in den Neunzigern zum ersten Mal hier ankam, war das für mich *terra incognita*. Ich kannte gar nichts von Potsdam. Beim Anblick der ersten italienischen Villen aber verliebte ich mich in die Stadt.“

Längst ist Bernd Malzanini in Potsdam zu Hause und nicht nur dank des deutsch-italienischen Freundeskreises gut vernetzt. Einen Knotenpunkt in diesem Netzwerk bildet nun auch die Universität, mit der Bernd Malzanini bei der Organisation von Veranstaltungen gern zusammenarbeitet. So konnte er schon die Romanistikprofessorin Cornelia Klettke für Vorträge, den Sprachwissenschaftler Dr. Carlo Mathieu für ein Italienischangebot in einer Schulpartnerschaft und Dr. Luisa Pla-Lang vom Zessko zur Mitwirkung bei Lesungen in italienischer Sprache gewinnen. Im November nun wird die Soziologin Dr. Edith Pichler im Freundeskreis zu Gast sein, um über die Arbeitsmigration von Italien nach Deutschland zu sprechen.

➤ Weitere Informationen zur Gasthörerschaft



Wenn man ein ganzes Berufsleben lang gewohnt war hinzuzulernen, kann und will man im Alter nicht plötzlich damit aufhören.

Mit Perugia verbindet Potsdam seit 1990 eine Städtepartnerschaft.



Wo es quakt und zwitschert

STUDENTINNEN ERFASSEN HABITATE, VÖGEL UND AMPHIBIEN RUND UM DIE ÖKOLOGISCHE STATION GÜLPE



DR. STEFANIE MIKULLA

In Reusen fingen die Studentinnen lebende Tiere, darunter einen Teichmolch, Kaulquappen und Wasserfrösche. Die aus leeren Farbeimern und Plastikflaschen selbst gebastelten Reusen ließen sie über Nacht im Wasser und kontrollierten sie am Morgen. Durch die großen Öffnungen schwimmen die Tiere hinein, aber finden aufgrund der Verengung nicht wieder heraus.



Während des Amphibienmonitorings, das meist nach Sonnenuntergang stattfand, dokumentierte Johanna Vogel auch die Wassertiefen auf dem Smartphone. Damit soll im Nachhinein die Entwicklung der potenziellen Laichgewässer nachvollzogen werden. Die Mindesttiefe für ein Laichgewässer beträgt fünf Zentimeter.



Sie haben es auf Wasserfrosch, Rohrschwirl und Fischadler abgesehen: Im Frühjahr 2025 dokumentierten drei Ökologie-Studentinnen Vögel, Amphibien und ihre Lebensräume an der Unteren Havel in Brandenburg und Sachsen-Anhalt. An den insgesamt sechs untersuchten Havelauen wurden in den vergangenen Jahren Renaturierungsmaßnahmen des Naturschutzbundes Deutschland (NABU) durchgeführt, um den Fluss und seine Ufer wieder naturnah zu gestalten und Überschwemmungsflächen zu schaffen. In einem Praxistest erprobten und bewerteten die Potsdamer Masterstudentinnen Caroline Börsch-Supan, Johanna Vogel und Riccarda Selegard die Methode BioAu, die vom Bundesamt für Naturschutz zur Erfolgskontrolle von Renaturierungsmaßnahmen in Auengebieten entwickelt wurde: Sie zählten Individuen verschiedener Tierarten und erfassten die Lebensräume dieser Tiere anhand der dort wachsenden Pflanzen.

Eine der außergewöhnlichsten Begegnungen war die Sichtung eines Springfrosches. Er machte seinem Namen alle Ehre und hüpfte zielsicher auf die Hose. Springfrösche zählen zu den selteneren Amphibienarten in Deutschland und sind in ihrer Verbreitung eher auf Mittel- und Süddeutschland beschränkt.



Fotos: © Riccarda Selegard (l.; u.); Johanna Vogel (r.)



Der schwirrende, markante Ruf des unscheinbaren Rohrschwirls erinnert an eine überlaute Grille und ist weit zu hören. Im Gegensatz zum Feldschwirl lebt er gut verborgen in Schilfbeständen, die auch Drossel- und Schilfrohrsänger, Rohrammer und viele andere Arten beherbergen.

Den Großteil der Zeit waren die Untersuchungsflächen teilweise überflutet. Dabei konnte das Wasser auch schon mal bis über die Knie gehen. Durch die Wathosen war die Begehung aber dennoch möglich, denn sie schützen vor Nässe und halten dank des Neoprenstoffes warm.



Die insgesamt 20 Reusenfallen für das Amphibienmonitoring mussten vom Auto zu den Untersuchungsflächen transportiert werden. Zum Glück gab es dafür einen Wanderrucksack, einen Bollerwagen und drei Paar Hände.



Die Studentinnen standen täglich zwischen drei und vier Uhr morgens auf, um pünktlich zum Sonnenaufgang mit der Vogelkartierung zu beginnen. Pro Standort wurden 20 Beobachtungsplätze angesteuert, an denen sie jeweils fünf Minuten lang alle sicht- und hörbaren Arten erfassten. Dabei gab es Rohrsänger, Kiebitze, Fischadler, Enten und viele weitere Vogelarten zu entdecken.

Diese dreiste Nebelkrähe wurde von zwei mutigen Lachmöwen in die Flucht geschlagen, nachdem sie mehrere Eier aus ihren Nestern entwendet hatte.



Wie Data Scientists arbeiten

Von der Wirtschaft bis zur Partner*innensuche – digitale Technologien haben inzwischen nahezu alle Lebensbereiche durchdrungen. Algorithmen nehmen dabei zunehmend Einfluss auf unsere alltäglichen Praktiken und die Konstruktion sozialer Wirklichkeit. Erscheint ihre genaue Funktionsweise häufig als eine Black Box, so handelt es sich aber letztlich um menschliche Produkte. Entscheidungen bezüglich der verwendeten Daten oder angewandten Modelle sind konzeptionelle Überlegungen von Personen, die im Bereich der Entwicklung digitaler Technologien tätig sind.

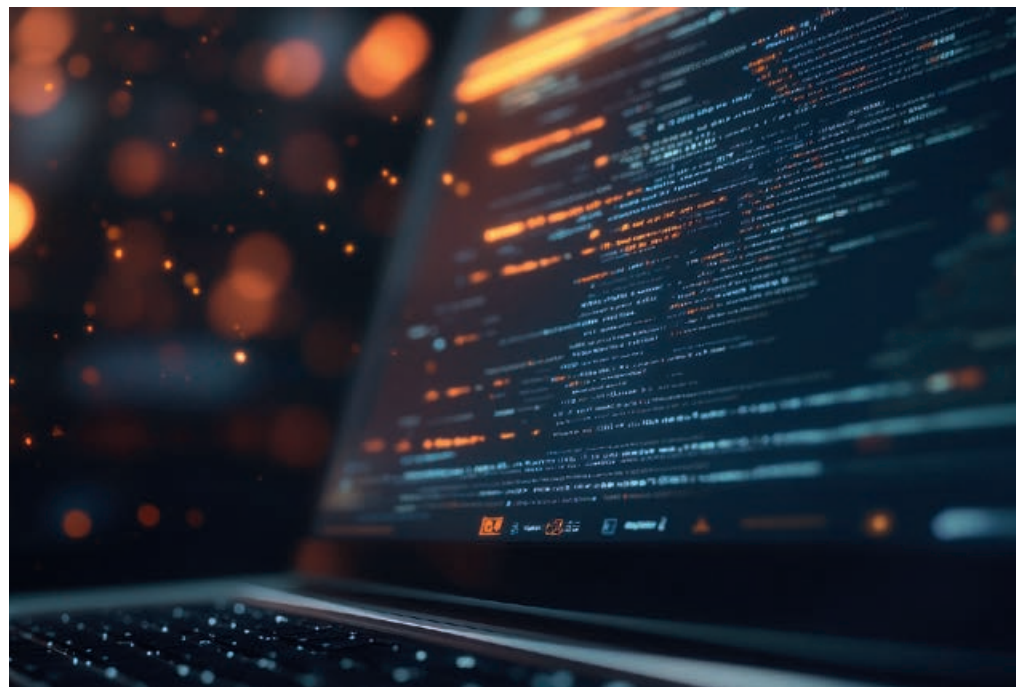
In meiner Dissertation „Algorithmen, Habitus und sozialer Kontext – Zum professionellen Arbeiten von Data Scientists“ gehe ich der Frage-

stellung nach, welche berufsspezifischen Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsmuster die Praxis der Algorithmenentwicklung beeinflussen. Um mehr über das Berufsverständnis und die Arbeitsweise dieser Personen in Erfahrung zu bringen, habe ich 16 Interviews mit Data Scientists in Europa und Nordamerika durchgeführt. In meiner Analyse habe ich ihre unterschiedlichen Herangehensweisen verglichen und konnte eine differenzierte Typologie von Arbeitsweisen erstellen. Im Ergebnis lässt sich festhalten, dass die Berufsgruppe der Data Scientists in ihrem Handeln sehr stark zeitgetrieben ist. Sie müssen innerhalb kurzer Arbeitsintervalle Ergebnisse vorweisen können und stehen im permanenten Austausch mit ihren Vorgesetzten oder Stakeholdern. Viele von ihnen arbeiten immer an mehreren Projekten parallel. Ihr Berufsverständnis ist auf die Lösung von Problemen anderer ausgerichtet. Sie selber beschreiben sich mitunter als Ermöglicher*innen. Dabei bewegen sie sich in einem Spannungsverhältnis von Produktion und Dienstleistung. Gewissermaßen kann man sie als produzierende Dienstleister*innen beschreiben.

Zwar sind sich die Fachkräfte darüber bewusst, dass Algorithmen unerwünschte soziale Folgen haben – wenn es beispielsweise darum geht, wie sie die Meinungsbildung auf Social Media beeinflussen. Dennoch sehen sich die Data Scientists nicht in der Verantwortung, dieser Problematik zu begegnen. Stattdessen verorten sie die Verantwortlichkeiten in Gesetzen, Regularien oder anderen Berufsgruppen. Digitale Technologien sind das Resultat eines Berufshabitus, Erwartungshaltungen der Stakeholder und vorgefundener Arbeitsbedingungen.



Steffen Hagemann
hat im Frühjahr 2025
seine Dissertation
an der Professur für
Sozialstrukturanalyse
und soziale Ungleichheit
der Universität Potsdam
eingereicht. Seit 2024
ist er dort auch als
wissenschaftlicher
Mitarbeiter tätig.



Wenn der Wald brennt



Brand in Treuenbrietzen 2022

Waldbrände gibt es nicht nur in Australien, Kalifornien oder Kanada. Auch in Deutschland, insbesondere in Brandenburg, hat es in den vergangenen Jahren vermehrt größere Waldbrände gegeben. Bei uns sind sie jedoch noch recht wenig erforscht und Empfehlungen zum Umgang mit Brandflächen werden dringend benötigt.

Im Projekt PYROPHOB untersuche ich seit fünf Jahren, wie sich die Vegetation in verbrannten Kiefernforsten entwickelt. Meine Untersuchungsflächen bei Treuenbrietzen und auf dem ehemaligen Truppenübungsplatz Jüterbog liegen nur knapp 50 Kilometer von Potsdam entfernt. Dort brannte es in den Sommern 2018 und 2019. Für meine Dissertation habe ich dort jedes Jahr dokumentiert, welche Pflanzenarten in welcher Häufigkeit vorkommen. Ein Feuer erhöht kurzfristig die Nährstoffverfügbarkeit und schafft Platz, da meist auch ein Großteil der Humusschicht und der vorherigen Vegetation verbrennt. Das bietet vielen Pflanzenarten einen optimalen Lebensraum und führt so häufig zu einer höheren Diversität als vor dem Feuer. Pflanzen besiedeln Brandflächen unter anderem durch flugfähige Samen oder auch durch einen bereits im Boden vorhandenen Samenvorrat. Unsere Untersuchungsflä-

chen in Treuenbrietzen waren sehr schnell quasi flächendeckend von Zitterpappeln bedeckt, die jetzt am Ende meiner Dissertation bereits über zehn Meter hoch waren. Im Laufe der fünf Jahre habe ich mehr als 200 verschiedene Pflanzenarten nachgewiesen. Darunter auch einige botanische Highlights wie das gelbliche Filzkraut, das in Brandenburg eigentlich als ausgestorben gilt. Die Zusammensetzung der Vegetation auf Waldbrandflächen ist von verschiedenen Faktoren abhängig. In erster Linie vom forstlichen Management nach dem Feuer, also zum Beispiel, ob ein Kahlschlag durchgeführt wurde, gepflügt und gepflanzt oder die Natur sich selbst überlassen wurde. Ich konnte in dem Zeitraum von fünf Jahren bereits große Veränderungen in der Vegetation beobachten. Typische Arten für offene Lebensräume nehmen bereits wieder ab, während Arten, die charakteristisch für Wälder sind, langsam zunehmen.

Während meiner Feldforschung habe ich selbst hautnah erfahren, dass es immer wieder brennen kann. Im Juni 2022 wurde ich bei meiner Datenaufnahme in Treuenbrietzen von einem erneuten Feuer überrascht, das am Ende den Verlust einiger Untersuchungsflächen bedeutete, und auch der ehemalige Truppenübungsplatz Jüterbog war zeitweise aufgrund von Bränden gesperrt. Prognosen zufolge wird das Waldbrandrisiko in den kommenden Jahren weiter steigen.



Maren Schüle

ist seit 2020 Doktorandin im Projekt PYROPHOB, in dem erforscht wird, wie sich Waldbrandflächen in den ersten Jahren nach einem Feuer entwickeln. Ziel ist es, Strategien für feuerabweisende und klimawandelresiliente Wälder zu entwickeln.

GRANDS WAFERS.



Die Humanbiologin Christiane Scheffler erforscht das Wachstum von Kindern und Jugendlichen

Foto: © Kevin Ryl



DR. JANA SCHOLZ

Ein Waisenhaus im 19. Jahrhundert: Alle Kinder erhalten dasselbe Essen und dieselbe Pflege, doch ein Teil wird vom Heimpersonal mit emotionaler Fürsorge bedacht, die andere Hälfte nicht. Während die Kinder in der ersten Gruppe altersentsprechend wachsen, bleiben die Kinder der zweiten Gruppe im Schnitt kleiner. Studien wie diese sind aus ethischen Gründen heute nicht replizierbar. Doch der Humanbiologin Prof. Dr. Christiane Scheffler zufolge ist das Phänomen „psychosozialer Kleinwuchs“ heute wie damals bei schwer vernachlässigten Kindern zu beobachten. Sobald sie jedoch das psychisch belastende Umfeld verlassen und in eine Pflegefamilie kommen, holen sie auf und wachsen rasant. „Wir brauchen als Menschen emotionale Zuwendung, damit wir uns wohlfühlen – und wachsen“, so die Forscherin. Gemeinsam mit dem Pädiater Michael Hermanussen hat Christiane Scheffler das Buch „Größenwahn. Zur Evolution biologischer Signale im sozialen Miteinander“ geschrieben. Darin argumentieren die beiden, dass nicht allein Genetik und Ernährung beeinflussen, wie groß wir werden – sondern auch soziale Umstände.

Mangelernährung und Kleinwuchs

Physiologisch betrachtet sind es Hormone, die unser Wachstum steuern. Die Forschenden gehen davon aus, dass die Ursache für den Zusammenhang zwischen Umweltfaktoren und dem Wachstum im Hypothalamus, einem Teil des Zwischenhirns, liegt. Der Hypothalamus gibt über Blutgefäße sogenannte Releasing-Hormone an die Hirnanhangsdrüse ab, wodurch wiederum die Freisetzung weiterer Botenstoffe, wie Stress- oder Sexualhormone, gesteuert wird. Sie bereiten uns auf eine erhöhte Belastung vor oder sorgen für die Reifung von Eizellen. Aber auch Wachstumshormone wie Somatotropin und der insulinähnliche Wachstumsfaktor 1 (IGF-1) zählen zur Gruppe der Releasing-Hormone und werden der emotionalen Situation entsprechend mit ausgeschüttet. Sie wirken auf das Wachstum der Epiphysenfugen, die sich in den langen Röhrenknochen in den Armen und Beinen befinden. Sobald sich dieser Zwischenraum schließt, haben wir unsere endgültige Körperhöhe erreicht. Das ist bei Mädchen mit 16 bis 18 Jahren, bei Jungen mit 21 bis 22 Jahren der Fall. Die Forschung geht davon aus, dass Stress, wie ihn beispielsweise schwer vernachlässigte Kinder erfahren, die Ausschüttung der Wachstumshormone beeinflusst.

Schon im Kindesalter begegnen uns Größenvergleichskurven, sogenannte Perzentildigramme, mit denen Ärzte bestimmen, ob wir „normal“ groß sind oder ob eine Krankheit vorliegen könnte. Liegt das Wachstums eines Kindes beispielsweise auf der dritten Perzentile, sind nur drei Prozent aller Kinder noch kleiner – und dann sollten Kinderärzt*innen mögliche Ursachen abklären. Für die Wachstumskurven der Weltgesundheitsorganisation (WHO) wurden Körperhöhen von Kindern aus aller Welt ausgewertet. Dieser Klassifikation entsprechend sind weltweit rund 150 Millionen Vorschulkinder zu klein – und gelten automatisch als unterernährt. „Unstrittig ist, dass es Hunger auf der Welt gibt, und dass Mangelernährung dazu führt, dass Kinder wenig wachsen“, sagt Scheffler. „Wir kritisieren jedoch die WHO-Klassifikation, die der Einfachheit halber geringe Körpergrößen und Unterernährung gleichsetzt. Damit werden viele Menschen pathologisiert.“

Auch in der Forschung werde immer wieder Ernährung als ausschlaggebend für das Wachstum beschrieben. Zudem finde sich regelmäßig die Behauptung, dass „kleine Menschen eine verminderte körperliche, neurologische und später wirtschaftliche Leistungsfähigkeit“ hätten. Größere Kinder seien angeblich mit besseren kognitiven Fähigkeiten ausgestattet und verdienten auch als Erwachsene mehr Geld. In ihrem Buch fragen die Forschenden polemisch, ob demnach italienische Männer, die im Schnitt 177 Zentimeter groß sind, dümmer seien als die durchschnittlich 184 Zentimeter großen niederländischen Männer, obgleich es in beiden Ländern genug zu essen gebe.

Sind 150 Millionen Vorschulkinder weltweit also tatsächlich unterernährt? Um das zu überprüfen, sind Scheffler und Hermanussen ins indonesische Westtimor gereist. Dort sind 50 Prozent der Kinder kleiner als die WHO-Referenz. Die Menschen in Westtimor gelten als „stunted“, zeigen also medizinisch gesehen Wachstumsstörungen. „Wir konnten jedoch innerhalb der Population keinen Zusammenhang zwischen Körpergröße und Unterernährung finden“, berichtet Scheffler. Stattdessen seien die Kinder, die im internationalen Referenzrahmen als zu klein gelten, sportlich am fittesten gewesen und hätten auch bei den Schulleistungen nicht schlechter abgeschnitten. Dies spricht aus Sicht der Forschenden eindeutig gegen Mangelernährung als Ursache für die geringere Körperhöhe. Dafür sei vielmehr die fehlende soziale Mobilität verantwortlich.



Christiane Scheffler
studierte Biologie und Chemie. Seit 1994 arbeitet sie als Humanbiologin an der Universität Potsdam.

Wir werden immer größer ...

Scheffler und Hermanussen zufolge sind nämlich die gesellschaftlichen Aufstiegschancen ein wichtiger Faktor bei der Frage, wie groß Menschen werden. Um diese These zu untermauern, haben die Forschenden auch historische Daten herangezogen und sich die Körpergrößen deutscher Soldaten vom 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts angesehen. „Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1914 tat sich wenig, die Menschen blieben relativ klein. In den 1920er Jahren wurden die Menschen dann extrem groß. Denn in der Weimarer Republik gab es mehr Möglichkeiten, gesellschaftlich aufzusteigen“, sagt die Forscherin. In den 1930ern wurden die Kinder erwachsen, die als Säuglinge und Kleinkinder die Hungerjahre 1916 bis 1919 erlebt hatten. „Diese Kohorten waren kleiner als die vorangegangenen und nachfolgenden, aber trotzdem um mehrere Zentimeter größer, als Kohorten, die in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg das Erwachsenenalter erreicht hatten. Nach einer erneuten hungerbedingten Stagnation zum Ende des Zweiten Weltkriegs verzeichnen wir in West- und Ostdeutschland gleichermaßen einen säkularen Trend, das heißt eine stetige Zunahme der Körperhöhe, was auf Demokratisierung einerseits und soziale Mobilität andererseits zurückzuführen ist.“ Die These: Je mehr Aufstiegschancen eine Gesellschaft biete, desto eher orientierten sich untere Schichten an der Größe der oberen Schichten. „Wenn sich hierarchische Strukturen etwa durch Demokratisierungsprozesse auflösen, realisieren Jugendliche, dass sie die Chance auf soziale Mobilität haben. Sie wachsen und schieben damit auch das Wachstum der Jugendlichen mit einem besseren Zugang zu Ressourcen an.“ Dadurch werde die Population insgesamt größer.

Mindestens ebenso erstaunlich ist die Beobachtung, dass die ostdeutschen Rekruten innerhalb der ersten Jahre nach der Wende zwei Zentimeter aufgeholt und sich damit an die westdeutschen Soldaten angepasst hätten. „Das ist enorm“, sagt Scheffler. Zu erklären sei dies durch den „Community-Effekt“, wonach sich das Wachstum von Kindern und Jugendlichen an ihr soziales Umfeld anpasse: und zwar an die eigene Familie, aber auch an die Peers in Kita und Schule. So zeigte eine Studie, dass die Variabilität der Körpergröße vor dem Kita-Eintritt größer ist als danach: Die Größenunterschiede der Kinder sind innerhalb eines Jahres in derselben Kita-Gruppe geschrumpft. „Die kleinen wachsen potenziell eher an die größeren Kinder heran.“ Dies sieht Scheffler auch in einer Studie zur Körperhöhe von Kindern mit vietname-

sischem Migrationshintergrund in Deutschland bestätigt. Die Töchter vietnamesischer Migranten der ersten Generation waren vier Zentimeter größer als ihre Mütter, die Söhne überragten ihre Väter um acht Zentimeter. Dies bezeichnet die Humanbiologin als „strategische Wachstumsanpassung“, hinter der sich der Wunsch verberge „dazuzugehören“. Denn: „Aus der Soziologie wissen wir, dass größere Menschen statistisch gesehen mit höheren Positionen und mehr Geld, Kompetenz und Dominanz assoziiert sind. Das wird so akzeptiert und auch indirekt forciert.“ Aus dem Tierreich sei dieser Zusammenhang schon lange bekannt. „Es ist eine tiefe evolutionsbiologische Wurzel, aber mit unserer Kulturfähigkeit sind wir natürlich flexibler. Nicht jeder große Mensch ist automatisch erfolgreich und natürlich können kleinere Personen genauso viel erreichen.“ Es geht also nicht um eine Art biologisches Grundgesetz, sondern um eine statistische Auffälligkeit.

Unbegrenzt Wachstum?

In den Niederlanden leben derzeit die größten Menschen der Welt. Die Forschung vermutet neben einem funktionierenden Gesundheitssystem und einer ausgewogenen Ernährung auch geringe soziale Unterschiede als Gründe für diesen Trend: Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Niederländer durchschnittlich 163 Zentimeter groß, innerhalb von sieben Generationen ist die Durchschnittsgröße um mehr als 20 Zentimeter gestiegen. Scheffler zufolge ist diese Entwicklung nicht rein genetisch zu erklären, sondern geht auch mit den bürgerlichen Rechten einher, die 1848 im Rahmen der parlamentarischen Monarchie eingeführt wurden. Zunehmend sind Stimmen wie die von Scheffler und Hermanussen zu hören, die nicht allein Genetik, Ernährung und die medizinische Versorgung als Gründe für die Zunahme der Körpergröße in den Industrienationen betrachten. Noch ist aber zu wenig über die Einflüsse von Umweltfaktoren auf unseren Hormonhaushalt bekannt, um den säkularen Trend abschließend zu erklären.

Zuletzt verzeichneten die Niederlande übrigens keinen Anstieg der Körperhöhe mehr. „Die Zunahme der Körpergröße in den vergangenen Jahrzehnten ist als Adaptionsmechanismus innerhalb eines genetisch vorgesehenen Rahmens zu verstehen, der biomechanisch irgendwann ausgeschöpft ist“, sagt Christiane Scheffler. „Ab einer bestimmten Körpergröße werden zum Beispiel Herzprobleme wahrscheinlicher. Immer größer zu werden macht biologisch gesehen keinen Sinn.“



LESETIPP

Michael Hermanussen & Christiane Scheffler:
„Größenwahn. Zur Evolution biologischer Signale im sozialen Miteinander: ein Tuch aus 36 Fäden“

➔ Abrufbar unter





Wenn gleiche Gene
anders aussehen:

Anpassungskünstler Pflanzen

Wie Biologen und
Bioinformatiker das
Wechselspiel von Genen
und Umwelt untersuchen

Unsere Forschung ist deswegen so essenziell, weil es ohne Pflanzen keine menschliche Ernährung gibt“, betont Michael Lenhard, Professor für Genetik und Sprecher des neuen Sonderforschungsbereichs „Phänotypische Plastizität bei Pflanzen“. „Darüber hinaus dienen sie zur Herstellung von Biokraftstoffen oder Arzneimitteln“, ergänzt Projekt- und Nachwuchsgruppenleiterin Dr. Anika Küken. Um unsere Nutzpflanzen in Zukunft fit zu machen für den Klimawandel, arbeiten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im SFB 1644 seit April 2024 in einem interdisziplinären Programm zusammen. Sie wollen die Fähigkeit von Pflanzen verstehen, sich an veränderte Temperatur- und Nährstoffbedingungen infolge des Klimawandels anzupassen. Ziel ist es zu entschlüsseln, worauf Plastizität auf molekularer Ebene beruht. Dies kann die Grundlage bilden, um die Zusammenhänge zwischen Nutzpflanzen, Plastizität und Ertrag besser zu verstehen. Neben der Universität Potsdam sind das Max-Planck-Institut für Molekulare Pflanzenphysiologie, die Humboldt-Universität zu Berlin, die Universität zu Köln, das Hasso-Plattner-Institut sowie das Leibniz-Institut für Gemüse- und Zierpflanzenbau beteiligt.

Arabidopsis und Capsella

In den kommenden Jahren wird sich das Team zunächst auf die zwei Arten *Arabidopsis* und *Capsella* konzentrieren. *Arabidopsis thaliana*, auch Acker-Schmalwand oder Gänseraube genannt, ist ein schnellwachsendes Unkraut. In der genetischen Forschung dient es als Modellpflanze, da es ein kleines, gut bekanntes Genom hat, das leicht modelliert werden kann. Die Art ist weit verbreitet, robust und wächst unter unterschiedlichsten Bedingungen. Mit *Arabidopsis* verwandt ist *Capsella*, auch bekannt als Hirtentäschelkraut. Es kommt als Wildsalat und Heilpflanze zum Einsatz und ist eine ein- bis zweijährige Krautpflanze mit typischen „Schötchen“, die wie die Taschen früherer Hirten geformt sind, daher der Name. *Capsella* illustriert einige weitverbreitete Prozesse bei Pflanzen.

„*Arabidopsis* ist die am besten untersuchte Pflanze weltweit“, hebt Michael Lenhard hervor. Bereits bekannt ist, dass sich ihre Blätter und Blüten je nach Umgebungstemperatur unterschiedlich entwickeln. So sind die Blätter bei einer Temperatur von 17 Grad Celsius eher länglich geformt, während sie bei 22 Grad Celsius eher runde Formen haben. Bei *Capsella* führen abweichende Temperaturen zu verschieden ausgeprägten



DR. STEFANIE MIKULLA

Eineiige Zwillinge stammen aus derselben befruchteten Eizelle und besitzen die gleiche Erbinformation – sie sind vom gleichen **Genotyp**. Wachsen sie aber unter verschiedenen Umwelteinflüssen auf, so können sie sich im Laufe des Lebens anders entwickeln, beispielsweise in Bezug auf den Körperbau, Fähigkeiten oder Vorlieben. So kommt es, dass eineiige Zwillinge im Erwachsenenalter mitunter nicht identisch aussehen. Diese Fähigkeit von genetisch identischen Organismen – Tieren wie Pflanzen – wird als **phänotypische Plastizität** bezeichnet.



Michael Lenhard
ist seit 2010 Professor für
Genetik an der Universität
Potsdam.

Blattflächen sowie gezackten oder glatten Blatträndern. Ein Teilprojekt des SFB identifiziert die den unterschiedlichen Blattformen zugrundeliegenden Gene, um zukünftig durch Genauslese die gewünschten Eigenschaften züchten zu können.

Dem Hitzestress begegnen

Im Gewächshaus auf dem Campus Golm lässt sich die Art *Capsella grandiflora* mit zarten weißen Blüten bewundern. Hier werden Exemplare gezüchtet, die entweder Selbstbestäuber sind, oder Insekten als Bestäuber anlocken. Die in Golm wachsenden Pflanzen mit vielen verschiedenen Genotypen sind Ausgangspunkt für sogenannte Selektionsexperimente. Im aktuell laufenden Versuch geht es um die Toleranz der Pflanzen gegenüber Hitzestress, die von der früheren Umgebung abhängt, in der sie gewachsen sind. Einige der Pflanzenvorläufer stammen aus Griechenland, wo es heißer und trockener ist als in Deutschland. Ihr Phänotyp zeigt eine höhere Toleranz gegenüber Hitze. Isabel Bäurle, Professorin für Epigenetik, leitet das entsprechende Teilprojekt und interessiert sich für die Ursache auf molekularer Ebene. „Wir wissen, dass es verschiedene Genotypen gibt, die unterschiedlich auf die Umwelt reagieren, und wollen verstehen, warum das so ist“, erklärt sie.

In anderen Experimenten züchten die Forschenden 200 Pflanzen-Typen mit unterschiedlichem Genmaterial in verschiedenen Settings, mit niedrigen und höheren Temperaturen, viel oder wenig Tageslicht, nährstoffreichem oder -armen Boden. Die Versorgung der Pflanzen mit Stickstoff beeinflusst ihre Erscheinungsform und ins-

besondere ihr Wachstum. Bei der Nährstoffaufnahme spielen Wurzelhaare eine entscheidende Rolle und passen sich je nach Stickstoffkonzentration an. In einem weiteren Teilprojekt werden daher die Wurzelhaareigenschaften von Arabidopsis im Hinblick auf ihre Anpassungsfähigkeit untersucht.

Stoffwechselprozesse modellieren

Da viele Fragen zu Arabidopsis in ein und derselben Umwelt bereits geklärt sind, ist es einfacher, sie nun in verschiedenen Umgebungen zu untersuchen. „Ein weiterer großer Vorteil von Arabidopsis ist, dass die Stoffwechselmodelle, die wir im SFB benutzen, mittlerweile sehr genau und sehr gut sind – besser als für viele Nutzpflanzenarten“, ergänzt Anika Kücken.

Die Modellierungsgruppen des SFB arbeiten vorrangig mit dem Pflanzenstoffwechsel, auch Metabolismus genannt, der alle biochemischen Reaktionen innerhalb einer Pflanze umfasst und durch die Photosynthese angetrieben wird. Die Stoffwechselprozesse steuern Fortpflanzung und Wachstum der Pflanzen. „Mit unseren Modellen erforschen wir, wie schnell bestimmte Stoffwechselprodukte – Metabolite – in andere umgewandelt werden und wie sich diese Aktivität in verschiedenen Pflanzen unterscheidet“, sagt Anika Kücken. „Dadurch können wir Abhängigkeiten im komplexen System des Stoffwechsels besser verstehen und ihre Auswirkungen auf das Wachstum der Pflanze untersuchen.“ In ihrem Teilprojekt betrachtet sie insbesondere die Plastizität des Calvin-Benson-Zyklus in Arabidopsis, als Reaktion auf wechselnde Licht- und Stickstoffverfügbar-



Der Sonderforschungsbereich 1644 „**Phänotypische Plastizität bei Pflanzen**“ untersucht die bemerkenswerte Fähigkeit von Pflanzen, ihr Wachstum und ihre Entwicklung an unterschiedliche Umgebungen anzupassen.

➔ **Weitere Informationen**



Capsella grandiflora,
auch bekannt als
Hirtentäschelkraut



Experimente im Gewächshaus zur Toleranz gegenüber Hitzestress

keit über einen Tageszyklus. Der Calvin-Benson-Zyklus ist ein biochemischer Prozess innerhalb von Pflanzen, bei dem Kohlendioxid zu Glukose umgewandelt wird. Er wird auch als Dunkelreaktion der Photosynthese bezeichnet.

„Die Modelle benötigen häufig noch viele experimentelle Daten, um sie zu trainieren und besser zu machen“, erklärt die Bioinformatikerin. Dabei kommen die sogenannten omik-Wissenschaften zum Einsatz, die sich mit den biologischen Molekülen befassen, die an der Struktur, Funktion und Dynamik von Zellen und Organismen beteiligt sind: Die Genomik erforscht die Erbinformation eines Organismus, die Proteomik betrachtet alle Proteine innerhalb eines Organismus, während die Metabolomik die Zwischen- und Endprodukte des Stoffwechsels analysiert.

Ziel ist es letztlich, für jeden Genotyp die Umweltantwort beschreiben zu können. Manche Genotypen stellen ihren Stoffwechsel sehr stark um und sind dadurch in der Lage, ihr Wachstum nahezu konstant zu halten. Andere reagieren vom Wachstum her sensibel auf geringere Wasser- oder Stickstoffverfügbarkeit. „Wir möchten verstehen, wie diese Änderungen mit einer höheren Toleranz gegenüber Wasser- oder Stickstoffmangel zusammenhängen“, sagt Lenhard.

Karriereförderung im Fokus

Anika Küken setzt sich auch für die Belange junger Forschender innerhalb des SFB ein. „Wir bieten zahlreiche Kurse und Weiterbildungsmöglichkeiten für unsere Promovierenden und

Postdocs an, außerdem Gelegenheiten zum Netzwerken, wie das regelmäßig stattfindende ‚Meet-the-Speaker-Lunch‘ mit Expertinnen und Experten aus der SFB-Community“, sagt sie. Um über die Forschung hinaus praktische Erfahrungen zu sammeln, organisierten Promovierende und Postdocs des SFB im Oktober 2025 die zweitägige „International Conference on Phenotypic Plasticity in Plants“ in der Wissenschaftsetage im Bildungsforum Potsdam. „Im November 2025 findet außerdem ein Tag für Frauen in der Wissenschaft statt, der dem Aufbau von Netzwerken und als Plattform für Gespräche über Karriere und Familie dient“, ergänzt Küken.

Neben den 17 wissenschaftlichen Teilprojekten besteht der SFB 1644 aus einem Syntheseprojekt und einem zentralen Verwaltungsprojekt. Die über die kommenden Jahre gesammelten riesigen Datenmengen müssen gespeichert, verwaltet, analysiert und integriert werden. Dieser grundlegenden Aufgabe widmen sich der Bioinformatik-Professor Zoran Nikoloski, Vizesprecher des SFB, sowie Christoph Lippert, Professor an der Digital Engineering Fakultät der Universität Potsdam und Experte für Maschinelles Lernen. Da der SFB auf die übergreifende Zusammenarbeit der Hochschulen und Forschungseinrichtungen ausgelegt ist, bietet das Syntheseprojekt die notwendige Schnittstelle, damit alle Beteiligten auf jeden angelegten Datensatz zugreifen können. „Indem wir verschiedene Ebenen untersuchen, hoffen wir schließlich Zusammenhänge zu erkennen, die man über Einzelprojekte nicht gefunden hätte“, fasst Michael Lenhard zusammen.



Anika Küken
ist seit 2020
wissenschaftliche
Mitarbeiterin an der
Professur für Bioinformatik
der Universität Potsdam.



„Im ökonomischen Handeln gibt es kein Schwarz und Weiß“

Wirtschaftspädagogin Christin Siegfried will ökonomische Bildung besser machen



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Vom Taschengeld bis zum Hauskauf: Wir alle hantieren unser Leben lang mit Geld. Ob wir mit Hebelprodukten am Finanzmarkt jonglieren, einen neuen Riesen-TV per Sofortkredit zwischenfinanzieren oder im Eisladen die Centstücke auf die Theke zählen, alles setzt ein gewisses ökonomisches Grundwissen voraus. „Financial Literacy“ heißt diese finanzielle Allgemeinbildung in der Wissenschaft. Wer sie hat, kann sich das nötige Wissen aneignen, um in monetären Angelegenheiten eigenverantwortlich und selbstbestimmt Entscheidungen zu treffen. Statt Spezialwissen aus dem Forschungslabor braucht es vielmehr einen Führerschein für den Umgang mit Geld. Und den sollten am besten alle haben, findet Christin Siegfried. Seit März 2025 ist sie Professorin für Wirtschaftspädagogik für das berufliche Lehramt an der Universität Potsdam. Ihre Mission ist es, dafür zu sorgen, dass ökonomische Bildung ankommt – zunächst

in den Curricula der Hochschulen, wo sie lange keine Rolle spielte, und dann endlich auch in den Klassenräumen. In Zeiten von Online-Banking und -Shopping soll die Finanzbildung außerdem die Möglichkeiten digitalen Lernens ausschöpfen.

„Früher oder später sind wir alle als Verbraucherinnen und Verbraucher tätig“, sagt die Wirtschaftspädagogin. „Also sollten wir auch das dafür nötige Wissen haben.“ Ökonomische Bildung habe es lange schwer gehabt in Deutschland, beklagt Christin Siegfried. Aber das ändere sich seit der Jahrtausendwende: „Ökonomische Kompetenz wird zunehmend als integraler Bestandteil von Allgemeinbildung angesehen.“

Mehr als gelerntes Wissen

Christin Siegfried widmet sich als Forscherin mit Begeisterung der Qualität von wirtschaftlicher Bildung. Denn wirkliche ökonomische Kompetenz sei mehr als gelerntes Wissen, so die Wissen-

schaftlerin. Sie sei erst erreicht, „wenn Lernende in der Lage sind, die Perspektiven und verbundenen Interessen, Motive und Einstellungen anderer Beteiligten in ihrer Wirtschaftsentscheidung zu berücksichtigen“. So komplex wie die Wirtschaft selbst müsse auch ihre Vermittlung sein. Im ökonomischen Handeln gebe es kein Schwarz und Weiß, alles habe stets Vor- und Nachteile für die eine oder andere Seite: „Das zu vermitteln, reflektierte Entscheidungen zu ermöglichen, ist die Aufgabe wirtschaftlicher Bildung – und dafür sind Austausch und qualifizierte Diskussionen enorm wichtig.“

Aber wie gelingen Diskussionen über Finanzinstrumente, Steuern und Rentenmodelle? Und welche Formate helfen einem guten Wirtschaftsunterricht wirklich? Wann braucht es ein Rollenspiel, wann Erklärvideos, interaktive Datensammlungen und Onlineshop-Simulationen?

Wirtschaftsunterricht digital

Diesen Fragen geht Christin Siegfried nach, seit sie 2013 ihr Masterstudium an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main beendet hat. Damals steckte die ökonomische Bildung – zumindest in Hessen – sowohl bei den Lernenden als auch bei den Lehrpersonen noch in den Kinderschuhen. „Ich habe als Doktorandin Kurse für die künftigen Wirtschaftslehrkräfte entwickelt, gegeben und zugleich wissenschaftlich evaluiert. Ich konnte zeigen, dass es uns gelungen ist, ihnen das nötige Handwerkszeug, sogenanntes Professionswissen, mit auf den Weg zu geben.“ Seitdem jagt ein Projekt das nächste. Nach den Lehrenden waren die Schülerinnen und Schüler dran: Wie können digitale Geräte und Formate dabei helfen, den Wirtschaftsunterricht zu verbessern? Um diese Frage zu klären, ging Christin Siegfried – lange vor der Corona-Pandemie und der notgeborenen Digitalisierung der Schulen – ins Klassenzimmer und testete es aus. „Wir sind zu viert losgezogen, mit einem Satz Tablets und Videokameras zur Dokumentation, und haben ausprobiert, was den Unterricht besser macht.“

Mit Erfolg. Ihre Forschungsarbeit brachte der Wirtschaftspädagogin 2022 nicht nur die Habilitation, sondern auch den „New Horizon-Preis des Präsidenten“ der Goethe-Universität, für ihren „wichtigen Beitrag zur Entwicklung des mündigen Wirtschaftsbürgers“. Für sie selbst bildeten die Erkenntnisse vor allem eines: den Ausgangspunkt für weitere Forschung. „Digitale Instrumente ermöglichen es unter anderem, sehr

niedrigschwellige Lernangebote zu unterbreiten“, erklärt sie. „Und helfen damit auch denen, die Lernschwierigkeiten haben.“

Christin Siegfried geht zielstrebig ihren Weg, so scheint es. Auf ein duales Studium der „International Business Administration“ an der accadis Hochschule Bad Homburg sowie der Northumbria University in Newcastle folgte der Master in Wirtschaftspädagogik in Frankfurt, wo sie auch promovierte und habilitierte. „Zahlen und Mathe waren schon immer meins. Aber es hätte auch ganz anders kommen können.“ Ursprünglich habe sie Wirtschaftsmathematik studieren wollen, aber dann kam das Angebot für das duale Studium. Letztlich eine gute Entscheidung, wie sie findet. „Das Studium war sehr fordernd. Doch ich wusste schnell, dass mir die Arbeit in einem Unternehmen zu eng werden würde. Ich wollte mein eigener Chef sein – etwas, was mir die Wissenschaft bot.“

Nach Stationen in Göttingen und Weingarten ist Christin Siegfried seit Anfang 2025 in Potsdam und hat sich ohne zu zögern in die Gestaltung des neuen Studiengangs für das Berufsschullehramt gestürzt, der zum Wintersemester 2024/25 startete. Zugleich hat sie einige neue Projekte angeschoben. So sind Siegfried und ihr Team Teil eines Forschungsnetzwerks, das digitale Kompetenztests für Financial Literacy entwickelt. „Wir sind in Potsdam dafür zuständig, dass die schriftlichen und mündlichen Antworten automatisch ausgewertet werden, so können die Lernenden unmittelbar Feedback erhalten“, erklärt sie.

Präsenz, digital oder hybrid?

In einem zweiten Vorhaben widmet sich die Forscherin den Lehrerinnen und Lehrern. Wie kann man ihnen helfen, selbst eine so gute Financial Literacy aufzubauen, dass sie diese auch sicher vermitteln können? „Wir entwickeln Materialien für alle Lehrenden und Lernenden, evaluieren sie fortlaufend und erhalten so einen Pool von Instrumenten, die wir im besten Fall in eine App ‚gießen‘ wollen, die frei zur Verfügung steht.“

Last but not least trägt Christin Siegfried die Frage nach dem richtigen Maß an Digitalisierung inzwischen aus dem Klassenzimmer auch wieder zurück an die Universität. Denn in einem dritten Projekt untersucht sie, welche Seminartypen sich für welche Zwecke eignen. „Präsenz, Digital oder hybrid? Wir schauen, wie die Lehrprozesse in den unterschiedlichen Veranstaltungsformen ablaufen“, erklärt sie. „Und im Idealfall nehmen wir das Beste aus allen Welten mit in die Zukunft.“



Christin Siegfried
ist seit 2025 Professorin für
Wirtschaftspädagogik für
das berufliche Lehramt an
der Universität Potsdam.

”

**Früher oder später
sind wir alle als
Verbraucherinnen
und Verbraucher
tätig. Also sollten wir
auch das dafür nötige
Wissen haben.**



MENTAL GESÜNDER MIT APP UND CHAT-BOT

Digitale Anwendungen
könnten die Psychotherapie
von Kindern ergänzen



**ISABEL FANNRICH-
LAUTENSCHLÄGER**

Seit der Corona-Pandemie hat die Zahl psychischer Erkrankungen im Kindesalter zugenommen. Die Betroffenen müssen häufig monatelang auf einen Therapieplatz warten. Ein Projektverbund des Bundesforschungsministeriums soll nun herausfinden, inwieweit interaktive und auf Gamification basierende Technologien die psychische Gesundheit von Kindern fördern können. Die Professur für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Potsdam koordiniert das wissenschaftliche Begleitprojekt zu den insgesamt 13 Initiativen im **Forschungsverbund GamKi**. Isabel Fannrich-Lautenschläger sprach mit den akademischen Mitarbeitenden Maxi Woelke und Dr. Fabian Arntz, die in dem Begleitprojekt für Evaluation und Wissenschaftskommunikation zuständig sind.

Maxi Woelke: Mithilfe der Kuscheltiere können die Kinder sich eine Art Phantasiewelt gestalten, ihre Bedürfnisse auf spielerische Weise reflektieren und formulieren. Das lässt sich auch dann schon einsetzen, wenn Kinder noch auf einen Therapieplatz warten – als Therapie vor der Therapie.

Kinder schauen heute täglich viele Stunden aufs Handy. Warum halten Sie die Methode für vielversprechend?

Arntz: Gerade deshalb. Der Umgang mit dem Handy gehört zum Alltag von Kindern. Psychotherapeutische Interventionen setzen normalerweise darauf, dass diese in eine Praxis kommen und mit dem Therapeuten oder der Therapeutin in Kontakt sind. Diese sind aber nicht immer verfügbar.

Der große Forschungsverbund untersucht den Einsatz von interaktiven und gamification-basierten Technologien in der psychotherapeutischen Behandlung von Kindern. Was ist darunter konkret zu verstehen?

Fabian Arntz: Die 13 beteiligten Projekte untersuchen bestimmte Anwendungen für Diagnosen wie Depression, Angststörung oder Autismus. Da gibt es zum Beispiel eine App, die sich vor allem an ältere Kinder richtet. Darauf ist ein Chat-Bot – ein Sprachassistent – installiert, mit dem sie begleitend zur Psychotherapie reden können. Ein anderes Projekt versucht, dies spielerischer zu lösen, mit einem Teddybär, in den die nötige Technologie eingebaut ist. Der Teddy wird zum Ansprechpartner.

Ist die Förderung durch das Bundesforschungsministerium eine Antwort auf die gravierenden Engpässe in der psychotherapeutischen Versorgung?

Arntz: Ja. Hinzu kommt, dass die smartphone-basierte Anwendung insgesamt mehr Kinder erreicht, die sonst gar nicht eine therapeutische Praxis aufsuchen würden. Sie ermöglicht außerdem, auch im Alltag zwischen den Therapiestunden Beobachtungen zu dokumentieren und notwendige Interventionen zu starten.

Wie weit ist das Ganze?

Arntz: Die Technologien sind alle noch in der Entwicklung.



Fabian Arntz
ist wissenschaftlicher
Mitarbeiter und Postdoc
an der Professur für Sozial-
und Präventivmedizin der
Universität Potsdam.

Woelke: Es handelt sich um „Proof-of-Concept-Studien“. Das heißt, die Forschungsinstitute und die beteiligten Unternehmen haben sich ein Konzept überlegt, das mit einer kleinen Zahl von Personen erst getestet werden muss. Pro Studie werden das maximal 30 bis 40 Kinder sein. Erst wenn sich zeigt, dass einzelne Konzepte funktionieren, werden weitere Fördergelder beantragt.

Arntz: Einige Projekte sind schon relativ weit. Die Technologie steht, die Forschenden wissen, was und wie sie es testen, und schreiben gerade den Ethik-Antrag. Im nächsten Schritt können sie die teilnehmenden Kinder, Eltern und Therapeut*innen rekrutieren.

Worin besteht der Part der Uni Potsdam?

Arntz: Wir sind unter anderem für die Evaluation zuständig. Wir bündeln, was die 13 Projekte in ihren jeweiligen Zielgruppen untersuchen. Und fragen: Bringt es was und wenn ja, wie viel? Dabei legen wir ein sehr allgemeines Verständnis von mentaler Gesundheit zugrunde und schauen, ob die jeweiligen Interventionen den Kindern geholfen haben. Allerdings müssen wir berücksichtigen, dass es in manchen Projekten nicht um eine Verbesserung geht, sondern darum, eine Verschlechterung zu verhindern.

Wie können Sie das messen?

Arntz: Wir verwenden einen an der mentalen Gesundheit orientierten Fragebogen, um generelle Ausprägungen von Stress, Depressionen und impulsives Verhalten zu erfassen. Ab elf Jahren können die Kinder selbst diese Fragen beantworten, bei jüngeren befragen wir die Eltern. Wir möchten die einzelnen Projekte darum bitten, diese Tests zusätzlich einzusetzen und uns die dadurch gewonnenen Daten zur Verfügung zu stellen. Wir könnten dadurch eine größere Anzahl, etwa 450 Kinder, erreichen.

Woelke: Hintergrund ist, dass wir eigentlich das aktuelle Diagnose-System kritisieren. Ein Kind geht zum Arzt, macht einen ADHS-Test und kriegt den Stempel: „So, du hast ADHS und wirst auf eine bestimmte Art behandelt“, manchmal sogar medikamentös. Dabei kann ein extrem introvertiertes Mädchen ebenso ADHS haben wie ein Junge, der sehr extrovertiert ist. Wir versuchen, weg von den Diagnosen hin zu den konkreten Auffälligkeiten zu kommen.

Die Uni Potsdam ist auch für die Wissenschaftskommunikation zuständig. Was wollen Sie in die Öffentlichkeit bringen und wie?

Woelke: Wir wollen Verständnis dafür schaffen, wie unterschiedlich Kinder sich verhalten. Und dass digitale Anwendungen, wenn sie wissenschaftlich erforscht und begleitet werden, zur psychischen Gesundheit beitragen können. Dazu planen wir eine Website. Auf Instagram wollen wir uns mit Beteiligten und der Öffentlichkeit austauschen. Neben einer jährlichen Konferenz soll es zudem eine Podcast-Reihe geben.

Gibt es eine besondere ethische Herausforderung, weil Sie mit Kindern forschen?

Arntz: Außer dem Datenschutz ist es der Umstand, dass die Kinder mit KI-generierten Charakteren interagieren. KI ist so eine Art Blackbox. Die Projekte haben keine absolute Kontrolle über den Output, den die Kinder bekommen. Das zu navigieren, ist die größte Herausforderung.

Woelke: Hinzu kommt die Frage, in welchem Alter Kinder eine durch technische Geräte ergänzte Therapie machen dürfen. Allein die Frage, wie viel Zeit vor dem Bildschirm gesund ist, löst in der Gesellschaft riesige Diskussionen aus. Diese Zeit würde durch eine zusätzliche therapeutische Nutzung erhöht.

Wie könnte die Anwendung der digitalen Technologie in der Psychotherapie in fünf bis zehn Jahren aussehen?

Arntz: Die Vision ist, dass wir zeigen können, dass die Anwendung für Kinder einen positiven Effekt hat und ihre mentale Gesundheit sich dadurch verbessert. Und dass wir die Technologie in ihren Alltag integrieren und bei ihrer Versorgung anwenden können, damit so viele Kinder wie möglich diese Unterstützung bekommen – die mit Therapieplatz und die auf der Warteliste. Sehr visionär wäre, dass auch Kinder das Angebot nutzen können, die in sozioökonomisch prekären Situationen oder in ländlichen Gebieten leben. Dazu müsste das Ganze in der Gesellschaft bekannt, enttabuisiert und breit verankert sein.

Ihr Wunsch an Politik und Öffentlichkeit?

Arntz: Eine bessere psychotherapeutische Versorgung. Und ein offenes, ehrliches Interesse.



Maxi Woelke
ist wissenschaftliche
Mitarbeiterin an der
Professur für Sozial- und
Präventivmedizin der
Universität Potsdam.

➔ Zum BMFTR-
Forschungsverbund
„Interaktive und
Gamification-basierte
Technologien zur
Förderung der
psychischen Gesundheit
im Kindesalter“ (GamKi)



Unterwegs in Namibia

Ökologische Kipppunkte in Trockengebieten erkennen und managen

Wie lässt sich die Entstehung von Wüsten in afrikanischen Trockengebieten aufhalten? Wie können Bauern Weideland nachhaltig bewirtschaften? Und wie werden wissenschaftliche Erkenntnisse lokal wirksam? Diesen Fragen gingen Forschende im internationalen Projekt „NamTip“ zu ökologischen Kipppunkten in den Savannen Namibias nach. Zum Abschluss reiste eine Delegation der Universität Potsdam – darunter Universitätspräsident Prof. Oliver Günther, Ph.D. und die Pflanzenökologin und Direktorin des Botanischen Gartens Prof. Dr. Anja Linstädter – mit deutschen Forschungspartnern im Juni 2025 nach Namibia. Dabei kamen die Teilnehmenden mit Studierenden und Forschenden namibischer Hochschulen zu einer Winterschule zusammen, trafen aber auch Akteure aus Politik und Wirtschaft, um die Erkenntnisse der jahrelangen Forschung zu jenen zu bringen, denen sie helfen sollen. Gemeinsam dokumentierten sie ihre Eindrücke in einem Reisetagebuch.



Foto: © Carlo Renner



TAG 1: STARTSCHUSS

Heute startet die Winterschule des NamTip-Projekts – mit fast 20 Studierenden der Namibia University of Science and Technology (NUST) sowie der University of Namibia (UNAM). Beide sind seit Projektbeginn 2019 Teil des Netzwerks. Unsere Gruppe macht sich mit dem Bus auf den rund vierstündigen Weg in die Waterberg-Region. Ziel ist ein kleines Umweltbildungszentrum am Fuße des Waterberg-Plateaus. Vor Ort werden wir von Dr. Clara Nesongano, der NamTip-Forschungspartnerin an der UNAM, herzlich begrüßt. Am Abend führen mehrere Vorträge des Teams in die Thematik der Wüstenbildung ein. Dabei wird deutlich, dass Namibia besonders stark von den Folgen des Klimawandels betroffen ist. Steigende Temperaturen und Dürren verstärken die Auswirkungen von Überweidung und können zur Degradierung vormals fruchtbarer Weideflächen führen. Die Frage, wie sich solche Entwicklungen beobachten, verstehen und vielleicht sogar aufhalten lassen, ist das zentrale Thema unserer Winterschule.



TAG 2: WISSENSAUSTAUSCH

Der zweite Tag steht ganz im Zeichen des Wissensaustauschs. Am Vormittag führt uns ein Vortrag von Dr. Stefan Liehr, Forschungspartner am Institut für sozial-ökologische Forschung (ISOE), in das Konzept der sozial-ökologischen Systeme ein – also in das Zusammenspiel zwischen Umwelt und Gesellschaft. Im Zentrum des NamTip-Projekts steht die Idee der Kippunkte: kritische Schwellen, an denen sich Ökosysteme plötzlich und oft unumkehrbar verändern. Besonders eindrücklich wird, wie kleine soziale oder ökologische Veränderungen große Folgen haben können, etwa wenn durch Übernutzung oder Klimawandel die Futtergräser verschwinden.

Am Nachmittag gibt es frischen Input zur Forschungspraxis. In einem anschaulichen Vortrag zeigt uns Dr. Mark Bilton, der das NamTip-Projekt vor Ort koordiniert, worauf es beim wissenschaftlichen Arbeiten ankommt: eine klare Forschungsfrage, ein gutes Systemverständnis und passende Methoden. Nach der Theorie wird es praktisch. In einer Gruppenübung analysieren wir Weideland als sozial-ökologisches Gefüge. Jede Gruppe identifiziert wichtige Einflussfaktoren. Die Diskussionen sind lebhaft und zeigen, dass nachhaltige Landnutzung ein tiefes Verständnis komplexer Zusammenhänge erfordert.

**Zum
Forschungsprojekt
NamTip**



1



Anja Linstädter
ist seit 2020 Professorin
für Biodiversitätsforschung
/ Spezielle Botanik sowie
Direktorin des Botanischen
Gartens der Universität
Potsdam.



Carlo Renner
studiert seit 2022
Geoökologie an der
Universität Potsdam und ist
als studentische Hilfskraft
in der Forschungsgruppe
von Prof. Dr. Anja
Linstädter tätig.

TAG 3: VON BODENANALYSEN UND DROHNENFLÜGEN

Nach einem schnellen Frühstück geht es los zu unserer ersten Exkursion – die schmalen, teilweise überwachsenen Wege fordern unserem Bus einiges ab. Doch schließlich erreichen wir unser Ziel inmitten der beeindruckenden Savannen am Fuße des Waterberg-Plateaus. Vor Ort teilen wir uns in Kleingruppen auf. An drei Stationen lernen wir unter Anleitung von NamTip-Wissenschaftler*innen verschiedene Feldmethoden zur Einschätzung der Pflanzenvielfalt, des Weidezustandes und der Bodenfruchtbarkeit kennen. Am Nachmittag wird es dann technisch: Wir erhalten eine Einführung in die Welt der Drohnen und ihre Einsatzmöglichkeiten. Danach dürfen wir selbst ans Steuer – inklusive eines Absturzes, zum Glück ohne Schaden. Ein lehrreicher und überraschend actionreicher Abschluss!



TAG 4: AUF ZUM WATERBERG-PLATEAU

Heute steht das Waterberg-Plateau auf dem Programm – eine markante Sandsteinformation im Herzen Namibias, die nicht nur geologisch, sondern auch ökologisch einzigartig ist und daher unter Naturschutz steht. Charakteristisch sind die roten Klippen, die vielfältige Tierwelt und die dichte Savannenvegetation. Der Park bietet bedrohten Tierarten wie Nashörnern, Leoparden und Geparden einen geschützten Lebensraum und ist ein wichtiger Ort für ökologische Forschung und Umweltbildung.

Gemeinsam mit einem Ranger machen wir uns auf den Weg ins Plateau-Innere. Unterwegs kreuzt sogar eine Giraffe unseren Weg, ein besonderes Highlight. Oben angekommen, eröffnet sich ein beeindruckender Panoramablick – ein Moment, den einige von uns mit der Kamera festhalten, während andere lieber Gräser bestimmen. Der Abend klingt entspannt im Camp aus. Nach dem Essen sitzen wir beisammen. Es wird gespielt und Tiergeschichten machen die Runde. Die „Löwin von Berlin“, die sich später als Wildschwein entpuppte, sorgt für Heiterkeit. Wir sind jedenfalls froh, bei unserer Erkundung des Plateaus keiner echten Großkatze begegnet zu sein!



TAG 5: AUSBLICKE VOM GIPFEL

Noch vor Sonnenaufgang brechen wir erneut auf zu einer rund drei Kilometer langen Wanderung hinauf auf das Waterberg-Plateau. Der schmale Pfad windet sich durch die felsige Landschaft, begleitet von den Rufen der Chacma-Paviane. Der Aufstieg ist anstrengend, aber die atemberaubende Aussicht vom Gipfel entschädigt uns für alle Mühen.

Zurück im Camp folgen mehrere Vorträge, so zur Modellierung sozial-ökologischer Systeme und zur Auswertung von Drohnenbildern. Hier werden wir auch selber aktiv und berechnen die Höhe und Dichte der Vegetation aus den Drohnen- und GPS-Daten. Im letzten Vortrag geht es um Strategien der Renaturierung von Weideland – ein Thema, das sowohl in Namibia als auch in vielen anderen Trockengebieten aktuell ist. Den Abend verbringen wir gemeinsam am Lagerfeuer. Unter dem klaren Sternenhimmel klingt der Tag mit Kartenspielen, aber auch mit Gesprächen über unsere Zukunftspläne aus.



TAG 6: BESUCH BEIM VERSUCH

Zum Abschluss unserer Winterschule besuchen wir eines der Versuchsfelder des NamTip-Projekts: das „TipEx“, kurz für Tipping Point Experiment. Seit 2021 wird hier untersucht, wie sich Weideland unter der kombinierten Belastung durch Dürre und intensive Beweidung verhält. Während wir das Versuchsgelände erkunden, kreisen hoch oben am Himmel Geier. Ein passendes Sinnbild für das Sterben eines Systems, das hier gezielt über seine Grenzen hinaus belastet wird. Doch TipEx hilft uns auch zu verstehen, wie Prozesse der Wüstenbildung in Gang kommen – und wie man ihnen frühzeitig entgegenwirken kann.

Bevor es für uns Studierende zurück nach Windhoek geht, richtet Dr. Mark Bilton noch ein paar persönliche Worte an uns: Die Energie und Neugier der Gruppe, sagt er, mache ihm Hoffnung und gebe einen positiven Ausblick auf die Zukunft der Forschung.



TAG 7: NAMTIP IN DIE PRAXIS BRINGEN

Heute startet unser NamTip-Stakeholder-Workshop in der Kleinstadt Okakarara. Der Austausch zwischen Forschenden, politischen Entscheidungsträgern und kommerziell wirtschaftenden Landnutzenden soll dazu beitragen, wissenschaftliche Erkenntnisse in konkrete Handlungsoptionen zu überführen – für eine nachhaltige Weidewirtschaft und klimaresiliente Lebensgrundlagen in Namibia. Nach Grußworten von Vertretern beteiligter Universitäten erläutert Prof. Dr. Anja Linstädter das Konzept der ökologischen Kippunkte. Im Anschluss präsentieren verschiedene Forschende aus dem NamTip-Verbund zentrale Ergebnisse aus interdisziplinären Teilprojekten. Es entsteht eine lebhaft Diskussion, die zeigt, wie groß das Interesse am Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis ist. Den Abschluss bildet eine gemeinsame Exkursion zum TipEx-Versuch. Vor Ort erhalten die Teilnehmenden einen praxisnahen Einblick in das experimentelle Design und erleben, wie Forschung im Freiland konkret umgesetzt wird.



TAG 8: AUF STAUBIGEN WEGEN ZUM DIALOG

Am Morgen machen wir uns auf den Weg zur Siedlung Ozangarangombe am Rande der Kalahari – über staubige Schotterstraßen, vorbei an Akazienbüschen und Weideflächen. Vor Ort treffen wir Landnutzende aus der OvaHerero-Gemeinschaft sowie Vertreter*innen lokaler Naturschutzverbände, um zentrale Ergebnisse des NamTip-Projekts zu diskutieren. Im Fokus stehen Lösungsansätze, die in enger Zusammenarbeit mit lokalen Landnutzenden entwickelt wurden. Über 80 Personen folgen unserer Einladung.

Dr. Clara Nesongano von der UNAM, selbst aus der OvaHerero-Gemeinschaft, erklärt zentrale Inhalte in ihrer Muttersprache OtjiHerero und schafft so Nähe und Vertrauen. Sie vergleicht das übernutzte Weideland mit einem kranken Menschen: Mit Ruhe und Pflege könne es sich erholen. Die Teilnehmenden zeigen sich sehr motiviert, praxisnahe Empfehlungen umzusetzen.

TAG 9: ABSCHLUSS MIT AUSBLICK

Zum Abschluss unserer Namibia-Reise steht eine Presseveranstaltung in Windhoek auf dem Programm. Eingeladen sind Landnutzende, Vertreter*innen lokaler NGOs sowie politische Entscheidungsträger. Zum Auftakt richtet Prof. Colin Stanley von der NUST das Wort an das Publikum. In seiner Rede unterstreicht er die Bedeutung wissenschaftlicher Fakten, um nachhaltiges Handeln voranzubringen. „Jetzt gehört das Wissen uns allen“, so sein prägnantes Fazit. Die Abschlussdiskussion macht deutlich: Das NamTip-Projekt hat nicht nur Forschungsergebnisse geliefert, sondern auch Vertrauen geschaffen und neue Allianzen angestoßen. Der Wille, gemeinsam an Lösungen für eine nachhaltige Weidewirtschaft zu arbeiten, ist spürbar – von der Wissenschaft bis in die Gemeinden. Prof. Anja Linstädter betont: „Wir wollen hier nicht aufhören.“

Die ersten sechs Tage des Reisetagebuchs wurden von namibischen und deutschen Studierenden verfasst, die abschließenden drei Tage übernahmen die Potsdamer Forschenden.

➔ Zum gesamten Reisetagebuch





Fragen

AN KATHARINA WESSELMANN

Was kann uns Literatur aus dem antiken Griechenland und dem Römischen Reich über unsere Gegenwart verraten? Warum werden antike Symbole immer wieder von Rechtsextremen vereinnahmt? Und wie kann uns genaues Lesen gegen diese Vereinnahmungen helfen? Auf diese und weitere Fragen sucht Katharina Wesselmann Antworten. Sie ist seit 2023 Professorin für Klassische Philologie an der Universität Potsdam und gibt Einblick in ihr Fach und ihren Weg in die Wissenschaft.



FLORIAN DÖNAU

1. Römisches Reich oder Antikes Griechenland?

Beides. Ich mag auch Hunde und Katzen.

2. Was hat Ihr Interesse an der Antike geweckt?

Mich hat schon als Kind die Mythologie fasziniert, und die Vorstellung, mit lange vergangenen Epochen zu kommunizieren.

3. Woran forschen Sie aktuell?

Diesen Sommer möchte ich ein kleines Buch zum zweisprachigen Arbeiten im Unterricht fertigstellen; das nächste große Projekt wird dann eine Überblicksdarstellung zur antiken Geschichtsschreibung.

4. Von 2004 bis 2018 haben Sie Latein und Griechisch an einem Basler Gymnasium unterrichtet. Wieso hat es Sie dann an die Universität gezogen?

Von der Universität war ich nie ganz weg – den Ausschlag hat dann gegeben, dass ich eine feste Stelle bekommen habe, während die Situation an der Schule durch die geringen Schülerzahlen in meinen Fächern immer prekär war.

5. Was wären Sie heute, wenn Sie nicht Professorin für Klassische Philologie wären?

Kunsthistorikerin. Ich wollte eigentlich in Kunstgeschichte promovieren, bekam dann aber eine Stelle in der Gräzistik. Tja.

6. Sie wohnen in Berlin und pendeln damit wie ein Großteil der Studierenden an die Uni Potsdam. Wie nutzen Sie die Zeit im Zug?

Je nach Tagesform beantworte ich Mails, lese oder mache ein Schläfchen.

7. Basel oder Berlin, wo lebt es sich besser?

Kommt auf die Prioritäten an: Haben Sie lieber eine funktionierende Verwaltung oder ein aufregendes Hauptstadtleben?

8. Können uns antike Texte etwas über uns als moderne Menschen verraten?

Wir finden uns in allen Texten immer selbst wieder. Aber je weiter ein Text von uns entfernt ist, desto deutlicher wird uns unsere eigene Zeitgebundenheit.

9. Bedeuten diese historischen Konstanten, dass es so etwas wie eine unveränderliche menschliche Natur gibt?

Das müssen Sie vielleicht eine Philosophin fragen. Aber natürlich sprechen die antiken Texte auch von Emotionen, die uns heute genauso umtreiben.

10. Im Frühjahr ist die Universität Potsdam dem Berliner Antike-Kolleg (BAK) beigetreten, einem Verbund von zehn Forschungseinrichtungen. Was ist die Aufgabe des Kollegs?

Im BAK haben wir ganz neue Möglichkeiten der Vernetzung und des Austauschs, zum Beispiel mit der Ägyptologie, der Archäologie und der Altorientalistik. Davon kann die Klassische Philologie nur profitieren.

11. Und welche Rolle übernimmt die Universität Potsdam hierbei?

Wir beteiligen uns an großen Forschungsvorhaben. So bin ich Teil einer Gruppe, die sich mit Wirklichkeitskonstruktion in antiken Welten beschäftigt.

12. Wo soll die Reise hingehen – was erhoffen Sie sich von der Zusammenarbeit mit den anderen Hochschulen und Forschungseinrichtungen?

Ich erhalte bereits jetzt viel Input für meine eigene Forschung. In Zukunft hoffen wir, Stellen für junge Forschende einzuwerben.



Katharina Wesselmann ist seit 2023 Professorin für Klassische Philologie an der Universität Potsdam.



13. Aktuell nutzen viele rechte Gruppierungen griechische und römische Symbole, auf X gibt es unzählige kulturpessimistische Profile mit antiken Statuen als Profilbild. Was soll damit wohl ausgedrückt werden?

Früher war alles besser: Alle Menschen waren weiß wie eine Marmorstatue und die Männer hatten das Sagen.

14. In Ihrem Aufsatz „Warum Antike?“ empfehlen Sie das genaue Lesen als Mittel gegen diese Arten der Vereinnahmung. Was kann man dabei lernen?

Wer genau hinschaut, findet fast immer Komplexität statt einfacher Weltbilder.

15. Im Mai haben Sie die Podiumsdiskussion „Forschen in der Diktatur? Wie antidemokratische Strömungen Wissenschaft gefährden“ moderiert. Gerade die Geisteswissenschaften geraten aktuell ins Visier. Sehen Sie Ihr Fach dabei auch gefährdet?

Die Klassische Philologie ist nicht so sehr im Fokus der Demokratiefeind*innen, wie es Klimaforschung oder Gender-Studies sind. Die Bedrohung wissenschaftlicher Freiheit geht uns aber alle an.

16. Braucht Forschung Demokratie?

Natürlich: Forschung braucht offene, angstfreie Debatten und eine transparente Fehlerkultur.

17. Denken Sie, KI kann in Ihrem Forschungsfeld eine Hilfe sein?

Im Moment ist die KI ein zweischneidiges Schwert, weil sie so unzuverlässig ist. Heute produziert sie einen fehlerfreien lateinischen Text, morgen totalen Müll. Aber natürlich ist es faszinierend, mit welchen Denkmustern sie arbeitet.

18. Welches historische Klischee würden Sie am liebsten aus dem kollektiven Gedächtnis löschen?

Dass die alten Griechen die besseren Menschen waren.

19. Haben Sie ein Lieblingsgedicht, antik oder nicht?

Schwer zu entscheiden. Weit oben auf der Liste ist sicher Catulls Attis-Gedicht über einen jungen Mann, der im Dienst der Göttin Kybele zur Frau wird. Das ist inhaltlich extrem spannend und sprachlich unglaublich schön.

20. Haben Sie schon mal auf Griechisch oder Latein geträumt?

Nein.

21. Haben Sie eine Lieblingsübersetzung der Odyssee?

Ich finde die neue englische Übersetzung von Emily Wilson sehr interessant. Aber das griechische Original ist trotzdem am meisten zu empfehlen.

22. Gedrucktes Buch oder E-Book?

E-Books sind so viel praktischer – aber das Leseerlebnis ist beim gedruckten Buch ein anderes.

23. Vor Kurzem ging das Meme „Wie oft denken Sie an das Römische Reich?“ viral. Wie oft denken Sie an das Römische Reich?

Berufsbedingt ziemlich oft.

24. Das Thema Antike liefert der Popkultur immer wieder Inspiration. Sehen Sie dies als etwas Positives oder wird dadurch vor allem Schaden angerichtet, der schwer zu beheben ist?

Nein, das ist ganz großartig. Es ist wunderbar, dass vergangene Epochen die Fantasie der Menschen weiter anregen.

25. Neben Griechischer und Lateinischer Philologie haben Sie auch Kunstwissenschaft studiert. Beeinflusst die Kunstwissenschaft Ihre Forschung noch heute?

Ich denke viel in Bildern und befasse mich immer wieder neu mit kunsthistorischer Rezeption antiker Erzählungen.

26. 2021 haben Sie Ihr Buch „Die abgetrennte Zunge: Sex und Macht in der Antike neu lesen“ veröffentlicht. Hat sich in Sachen Gleichberechtigung genug getan in den letzten drei Jahrtausenden?

Dass Frauen (wie auch queere oder migrantifizierete Menschen) systematisch diskriminiert werden, ist wohl eine der anthropologischen Grundkonstanten, mit denen wir leben müssen. Immerhin leben wir – noch – in einer Zeit, in der diese Problematik thematisiert werden darf.

27. Seit 2005 veranstaltet die Professur für Klassische Philologie jedes Jahr den Potsdamer Lateintag, der bei Lehrer*innen und Schüler*innen gleichermaßen beliebt ist. Was erwartet die Teilnehmer dort?

Spannende Vorträge und Workshops: dieses Jahr zum Thema „Plurale Antike: Migration, Mehrsprachigkeit, Multikulturalität“.

28. Wird das Schulfach Latein relevant bleiben, auch wenn es in den vergangenen Jahren immer weniger Schülerinnen und Schüler als Fremdsprache gewählt haben?

Ich hoffe es – und glaube eigentlich auch daran. Die altsprachliche Community in Deutschland ist sehr lebendig und engagiert.

29. Gibt es eine Forscherin oder einen Forscher, die oder den Sie bewundern?

Viele. Was mich immer sehr beeindruckt hat, ist die Rekonstruktion der frühgriechischen Lyrik aus Papyrusfragmenten durch Forscher*innen wie Denys Page, Edgar Lobel oder Eva-Maria Voigt. Diese Mischung aus perfekter Sprach- und Metrikenkenntnis einerseits und kreativer Fantasie andererseits macht mich fast sprachlos.

30. Welche Forschungslücken in Ihrem Feld würden Sie gerne geschlossen wissen?

Es ist erstaunlich, wie viele wichtige antike Texte nicht wissenschaftlich kommentiert worden sind. Da bleibt noch einiges zu tun.

31. Forschen oder lehren Sie lieber?

Die Mischung ist ideal – ich kommuniziere sehr gerne über meine Inhalte und bekomme von den Studierenden auch viel Anregung. Ab und zu brauche ich dann aber meine Ruhe, um alles auszuarbeiten.

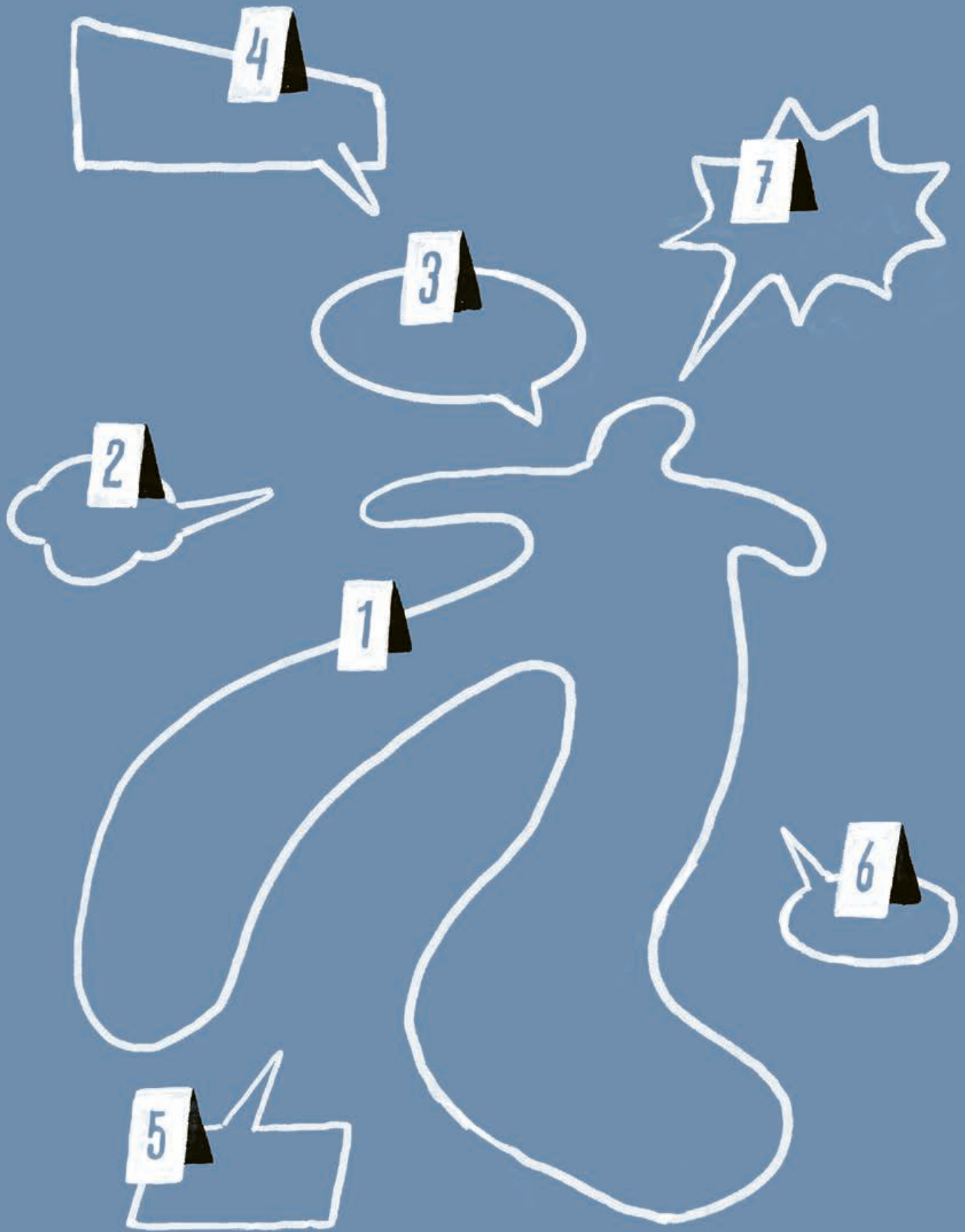
32. Was würden Sie erforschen, wenn Ihnen dafür unbegrenzte Ressourcen zur Verfügung stünden?

Ich würde das klassizistische Antikenbild des 19. Jahrhunderts erforschen – ausgehend von Wissenschaftlern wie Friedrich August Wolf und Wilhelm von Humboldt, deren Auffassungen vor allem den Schulunterricht bis heute prägen.

33. Wenn Sie nicht gerade forschen oder lehren, tun sie am liebsten was?

Leider gar nichts Spektakuläres: Freund*innen treffen, wandern, radeln, essen, trinken, Museen besuchen, schwimmen, Musik hören, ins Kino gehen – was man halt so macht.





DER COMPUTERLINGUIST
DANIIL SKORINKIN
ANTWORTET AUF DIE FRAGE:

Was ist Stilometrie?

Stilometrie ist ... Wörter zählen. Klingt blöd, oder? Und nicht einmal die interessanten Wörter! Wir zählen Wörter, die für ein normales Ohr bedeutungslos scheinen: Konjunktionen, Artikel oder Präpositionen wie „und“, „der“, „ein“, „von“, „oder“ ... Klingt noch blöder, ich weiß. Aber was wäre, wenn ich Ihnen sagen würde, dass wir durch das Zählen dieser Wörter einen Autor entlarven könnten, der seinen Namen hinter einem Pseudonym verbirgt? Die Schriftstellerin J.K. Rowling ist ein, aber nicht das einzige berühmte Beispiel.

Man vermutet schon lange, dass sich der individuelle Stil eines Autors – der sogenannte autoriale Fingerabdruck – in einer messbaren Textstatistik widerspiegelt. Der polnische Philosoph W. Lutosławski war einer der Ersten, der die Bedeutung scheinbar unwichtiger Wörter wie Interjektionen und Präpositionen erkannte. Er war es auch, der 1890 das Wort „Stilometrie“ vorschlug. Der Durchbruch kam mit der Verbreitung von Computern, die alle Wörter selbst des dicksten Buches in Millisekunden statt in Wochen oder Monaten zählen können. Trotzdem hat auch diese Methode ihre Grenzen. Beispielsweise werde ich nie in der Lage sein, den Autor eines Tweets oder selbst eines „langen“ Facebook-Posts zu ermitteln. Doch wenn Sie einen Roman unter einem Pseudonym veröffentlichen und es andere umfangreiche Texte mit mehr als 10.000 Wörtern gibt, die Sie unter Ihrem eigenen Namen verfasst haben, wird die Stilometrie Sie entlarven.

Das funktioniert, weil wir nicht jedes Wort, jede Phrase oder jede grammatikalische Konstruktion bewusst wählen. Wir erwerben unsere Sprachkenntnisse über Jahre hinweg durch Kommunikation sowie Lesen und entwickeln viele Gewohnheiten. Manche Leute sagen „typical of“, wo andere „typical for“ verwenden würden, manche lieben Nebensätze, während andere eher Partizipialphrasen formulieren ... Solche Gewohnheiten beeinflussen die Häufigkeit von Funktionswörtern in Ihren Texten und machen sie unabhängig von der konkreten Handlung oder den Themen einigermaßen ähnlich. Stilometrie hat übrigens in jeder Sprache funktioniert, in der sie bisher getestet wurde, von Altgriechisch bis Chinesisch. Ich habe es mit Armenisch ausprobiert, und das ging genauso gut.

Das bekannteste „Opfer“ der Stilometrie ist J.K. Rowling. Die Autorin von „Harry Potter“ schrieb Krimis unter dem Pseudonym Robert Galbraith. Einige Journalisten kontaktierten den amerikanischen Stilometrie-Experten P. Juola, der nachwies, dass das Buch „Der Ruf des Kuckucks“ Rowlings Werken sehr ähnlich ist. Ein anderer Fall ist Elena Ferrante, eine äußerst populäre Schriftstellerin, die Millionen von Büchern verkauft, aber gar nicht existiert. Die wahre Person hinter Elena Ferrante ist der italienische Schriftsteller Domenico Starnone, der die Romane möglicherweise mit etwas Hilfe von seiner Frau, der Übersetzerin Anita Raja, geschrieben hat.



WENN ICH KÖNNTE, WÜRD E ICH ...

... DEN TREIBSTOFF DER ZUKUNFT AUS EINZELLERN ERZEUGEN

Mit dem Bioinformatiker
Zoran Nikoloski



Die **Cyano- oder Blaugrünbakterien** sind ein- oder mehrzellige Lebewesen, die zu den ältesten Lebensformen der Erde zählen. Einige betreiben Photosynthese und produzieren blaugrünen Farbstoff, haben aber keinen echten Zellkern und sind mit den eigentlichen **Grünalgen** nicht verwandt.

Hätte ich unbegrenzte Mittel, würde ich in das Design synthetischer Enzyme investieren. Damit ließe sich jeder „Frankenstein“ erzeugen, den ich für chemische Prozesse benötige. Unsere Forschung betrachtet **Cyanobakterien** und Algen, mit deren Hilfe sauberer Treibstoff erzeugt werden kann. Wir sind inzwischen in der Lage, den Stoffwechsel von Cyanobakterien einem Feintuning zu unterziehen, sodass sie vermehrt Isopren produzieren – eine Grundsubstanz für Flugzeugtreibstoff. Weil dieser nicht nur nachhaltig, sondern ein „Zero-Waste-Treibstoff“ sein soll, bringen wir bestimmte Grünalgen dazu, die verbleibende Biomasse dieser Cyanobakterien – also das Abfallprodukt – zu verdauen und die restliche Stärke, Zucker und Aminosäuren für ihr eigenes Wachstum zu nutzen. Dabei scheiden diese Grünalgen sauberen Wasserstoff aus. Mit Isopren und Wasserstoff sind die wichtigsten Zutaten für nachhaltig erzeugten Flugzeugtreibstoff gewonnen.

Nachhaltig fliegen

Diese Verfahren sind nicht nur wissenschaftlich erprobt, sondern auch „produktionsreif“ und werden bereits von Firmen kommerzialisiert. In Schweden etwa entstehen derzeit größere Bioreaktoren für genau diese Art von Treibstoffherzeugung. Die Methode hat den Charme, dass sie vorhandenes CO₂ bindet, damit die Cyanobakterien wachsen können. Dieses Kohlenstoffdioxid kann aus der Atmosphäre oder aus Verbrennungsvorgängen stammen. Ob unser Treibstoff der Zukunft tatsächlich emissionsneutral sein wird, hängt deshalb auch von der Zusammensetzung des zugeführten Kohlenstoffs ab.

Denn damit das Fliegen nachhaltiger werden kann, benötigen wir extrem viel Isopren und Wasserstoff. Die Vorgänge in den prototypischen Labortanks müssen deshalb von Volumen im unteren Literbereich auf industrielle Maßstäbe skaliert werden. Und hier kommt die Biotechnologie ins Spiel, denn dafür müssen wir den Stoffwechsel der Bakterien und Algen so modifizieren, dass sie ein Vielfaches der benötigten Substanzen generieren. Durch unsere Computermodelle dieser Organismen können wir ziemlich genau ermitteln, an welchen enzymatischen Stellschrauben dabei gedreht werden sollte, ohne dass andere Stoffwechselvorgänge darunter leiden und vielleicht neue Probleme auftreten. Indem wir uns auf Proteine fokussieren, die wir „Transkriptionsfaktoren“ nennen und

die den Enzymen in der Reaktionskette vorgelagert sind, erhalten wir die Kontrolle über eine Vielzahl von nachgelagerten Stoffwechselvorgängen.

Die Industrie würde dadurch unabhängiger von den Limitationen natürlicher Organismen. Wenn ich ein Enzym benötige, muss ich es herkömmlicherweise meist aus einer existierenden Lebensform gewinnen, beispielsweise einer Pflanze. Aber warum das Enzym nicht selbst entwerfen und neuartige Chemikalien herstellen? Auf die Verwirklichung dieses Traums arbeiten viele Forscher*innen hin, und technisch ist das ohne Weiteres längst möglich. Im Labor lassen sich Enzyme in speziellen Umgebungen durch gezielten Selektionsdruck in ihrer Leistung optimieren. Ein weitaus synthetischerer Ansatz: aus einem Katalog bestimmte Enzyme herauszufiltern und die an ihnen beteiligten Aminosäuren so zu verändern, dass das optimierte Enzym in einem Modellorganismus genau in der richtigen Art und Weise wirkt.

Algenfarmen auf dem Meer

Wenn ich könnte, würde ich die mit diesen Organismen kultivierten Algenfarmen an unbewohnten Küstenabschnitten oder auf dem Meer errichten. So würden sie nicht mit anderen Interessengruppen (zum Beispiel der Landwirtschaft) um Flächen konkurrieren, wie das etwa bei Treibstoffen aus Ölpflanzen der Fall wäre. Aber eine industrielle Produktion ist mit lebenden Organismen gar nicht so einfach. Die Dichte der Kulturen, Luftzufuhr, Kontaminationen – viele Faktoren müssen überwacht werden, damit alles reibungslos funktioniert. Und sie benötigt Energie, die idealerweise aus erneuerbaren Quellen stammen sollte. Tatsächlich ließe sich der aus Algen gewonnene Wasserstoff selbst als Brennstoff und Energiequelle überall dort vermarkten, wo eine für flüssigen Wasserstoff erforderliche Infrastruktur vorhanden ist. Zum Produktlebenszyklus gehört aber nicht nur die Herstellung. Bis der globale Flugbetrieb letztlich weniger zur Erderwärmung beiträgt, müsste freilich auch der Transport dieses Treibstoffs zu den Flughäfen emissionsneutral werden.



AUFGESCHRIEBEN VON
MORITZ JACOBI



Zoran Nikoloski
ist seit 2017 Professor für Bioinformatik an der Universität Potsdam. Für das EU-Projekt „Alfafuels“ forscht er zu nachhaltigen Alternativen für fossiles Kerosin.





Die Zukunft reparieren

Ein neuer Potenzialbereich beschäftigt sich mit dem Erbe des Kolonialismus



FLORIAN DÖNAU

1

Der Potenzialbereich „**Potsdam Postcolonial Studies Collective**“ ist ein interdisziplinäres Netzwerk von Forschenden der Universität Potsdam, die sich kritisch mit Kolonialismus, Neokolonialismus und deren Folgen auseinandersetzen.



Die Postkolonialen Studien sind seit ein paar Jahren in aller Munde. Kollektive organisieren Spaziergänge, die die Geschichte von Orten aus einer dekolonialen Perspektive neu erzählen. Alternative Museumsführungen werden angeboten, die nach der Herkunft der ausgestellten Kunstgegenstände fragen. Buchhandlungen führen eine Vielzahl von Publikationen, die sich kritisch mit den Verstrickungen Deutschlands im Kolonialismus auseinandersetzen – einer Frage, die bis vor Kurzem meist vermieden wurde. Das Thema ist nach und nach von einem akademischen Nischeninteresse zum Mainstreamphänomen geworden.

Die Universität Potsdam war in diesem Prozess Vorreiterin. Seit über einem Jahrzehnt bilden die Postkolonialen Studien schon einen besonderen Fokus des hiesigen Instituts für Anglistik und Amerikanistik. Ebenso lange ist das Modul „Postkoloniale Kultur und Literatur“ fester Bestandteil des Bachelors „Anglistik und Amerikanistik“ und der Masterstudiengang „Anglophone Modernities in Literature and Culture“ erfreut sich seit Jahren internationaler Beliebtheit: „Bei diesem Master kommen über 80 Prozent der Bewerbun-

gen aus dem globalen Süden. Die Perspektiven, die dadurch in die Lehre eingehen, sind extrem bereichernd“, erklärt Lars Eckstein, Professor für Anglophone Literaturen und Kulturen außerhalb Großbritanniens und der USA.

Nun soll diese besondere Ausrichtung mit einem Potenzialbereich gewürdigt und weiter ausgebaut werden. „Die Uni fördert Forschungsbereiche finanziell, die sie als besonders innovativ oder stark empfindet“, erläutert Nicole Waller, Professorin für Amerikanische Literatur und Kultur. Geplant sind unter anderem ein Graduiertenkolleg mit der University of Melbourne und ein neuer Bachelorstudiengang.

Von Haus aus interdisziplinär

Ein erklärtes Ziel des „**Postcolonial Studies Collective**“ ist Interdisziplinarität. Denn nicht nur in der Anglistik und Amerikanistik forscht man zu postkolonialen Themen: „Bisher involviert sind die Schwerpunkte Global History, Osteuropastudien und Slavistik, Romanistik und Klassische Philologie. Grundsätzlich sind wir aber offen für alle, die zu diesen Themen forschen“, versichert Waller. Dabei ergeben sich immer wieder interes-

sante Schnittmengen, wie Eckstein ausführte: „Die Karibik ist ein gutes Beispiel für die Notwendigkeit interdisziplinärer Ansätze in den Postkolonialen Studien. Aus der Karibik und ihrer Diaspora heraus entstanden viele der spannendsten philosophischen Schriften des 20. und 21. Jahrhunderts. Publiziert wurden sie jedoch, aufgrund der Kolonialgeschichte der Karibik, in verschiedenen Sprachen: auf Englisch, aber auch auf Spanisch, Französisch und Niederländisch. Diese Traditionen in der Forschung besser zu vernetzen, bleibt ein wichtiges Desiderat.“

Doch nicht nur in der akademischen Welt möchte das Studienkollektiv verbindend wirken. Man will auch neue Wege finden, die eigene Forschung einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Für diese Aufgabe konnte der Potenzialbereich Anna von Rath gewinnen, die die Öffentlichkeitsarbeit übernimmt und dabei sowohl von ihrer akademischen Erfahrung als auch ihrer Arbeit als freie Autorin und Übersetzerin profitiert. „Wir möchten auf Social Media zeigen, was es eigentlich bedeutet, akademisch zu arbeiten. Dafür stellen wir jeden Monat Kollektivbeteiligte vor“, sagt von Rath. „Zusätzlich nehmen wir uns konkrete Themen aus der Forschung und zeigen anhand einer kleinen Geschichte, wie diese Forschung in unser aller Leben eine relevante Rolle spielt.“ Ein Beispiel für ein solches Thema ist der Reisepass. Wie ist dieser eigentlich entstanden? Und wie viel Macht hat er wirklich? Mit einigen Reisepässen – etwa dem Deutschen – kann man ohne Visa in die meisten Länder einreisen, während sich diese Zahl bei den Schlusslichtern der Liste wie Irak, Syrien oder Afghanistan auf um die 30 reduziert. Reisefreiheit ist also ungleich verteilt.

Darüber hinaus sind größere Projekte in der Planung, „eventuell eine Ausstellung oder eine Graphic Novel“, sagt von Rath. Auf jeden Fall ist es das Ziel, neue Wege zu gehen: „Wir wissen alle, wie man akademische Aufsätze schreibt und in etablierten Zeitschriften unterbringt. Aber damit erreichen wir vor allem unsere eigene akademische Bubble. Wir möchten künftig unsere Forschung besser übersetzen und in andere Öffentlichkeiten tragen“, so Eckstein.

Kritik konstruktiv kontern

Zuletzt waren die Postcolonial Studies immer wieder auch Zielscheibe von Kritik – die Kehrseite ihrer Popularität. Zunächst vor allem von Rechtsaußen, wird das Projekt nun selbst aus der bürger-

lichen Mitte heraus attackiert. Die Forschenden sind sich jedoch einig, dass man diese oft sehr vereinfachenden und diffamierenden Einwände am besten mit positiven Ideen und konstruktiven Projekten kontert, um so das schräge Bild geradezurücken. Etwa mit der für das Wintersemester 2025/26 geplanten Ringvorlesung „What Can Postcolonial Studies Do?“. Diese soll auch als Vernetzungsangebot dienen, um auf den Potenzialbereich aufmerksam zu machen und neue Kollaborationen zu bilden. Außerdem ist ein weiterer Bachelorstudiengang in Planung, der „Anglophone Postcolonial Studies“ heißen soll. Dieser wird nicht nur der erste Bachelor an der Uni Potsdam sein, den man komplett auf Englisch studieren kann, sondern auch inhaltlich der erste seiner Art in ganz Deutschland. „Wir möchten damit einerseits an den Erfolg des Masterstudiengangs ‚Anglophone Modernities‘ anknüpfen und andererseits erreichen, dass das Ganze eine runde Sache wird: dass man bei uns mit einer postkolonialen Ausrichtung im Bachelor und im Master auf Englisch studieren kann“, sagt Waller mit hörbarer Begeisterung. Die Forscher*innen hoffen auch, damit Menschen aufzufangen, die etwa in den USA oder Großbritannien in ähnlichen Studiengängen eingeschrieben sind und aktuell politisch sowie ökonomisch unter Druck geraten.

Momentan arbeiten die Forschenden an der Beantragung eines Graduiertenkollegs mit der University of Melbourne zum Thema „Repair“. Das Kolleg, initiiert von der Potsdamer Professorin Anja Schwarz und ihren Kolleg*innen in Melbourne, soll Promovierenden mit postkolonialer Ausrichtung aus Potsdam und Melbourne die Gelegenheit zum intensiven Austausch geben. Das Reparieren bezieht sich dabei auf ganz unterschiedliche Dinge, wie Eckstein erläutert: „Wie können wir – im Kontext von Umwelt – den ‚Broken Planet‘ reparieren, ohne die Zeit zurückdrehen zu wollen in eine vermeintlich intakte Vergangenheit? Wie können wir Beziehungen heilen, zum Beispiel mit Blick auf Museen, Black oder Indigenous Studies? Oder in den Literatur- und Kulturwissenschaften: Wie kommen wir weg vom sogenannten paranoiden Lesen, das dekonstruieren und entlarven will, hin zu einem konstruktiven Lesen, das Gemeinschaften stärkt, besonders marginalisierte?“ Es gehe nicht nur darum, Statuen zu stürzen, wie der Vorwurf häufig lautet, sondern auch um Visionen für eine bessere, gemeinschaftliche Zukunft. „Wir spielen mit dem Gedanken, es ‚Repairing the Future‘ zu nennen“, sagt Nicole Waller.



Nicole Waller
ist Professorin für
Amerikanische Kultur und
Literatur an der Universität
Potsdam.

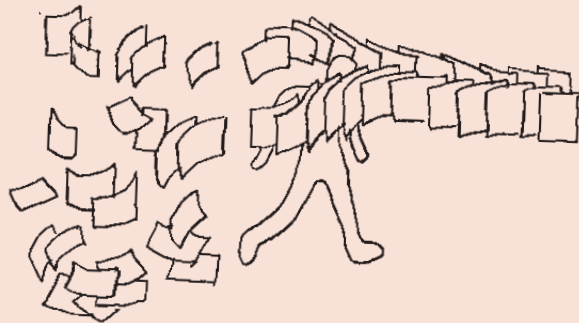
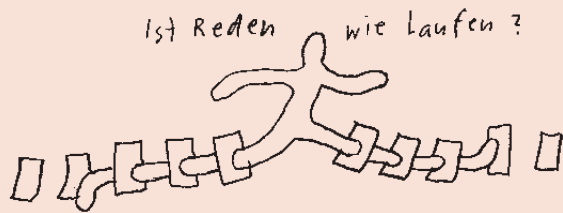


Lars Eckstein
ist Professor für
Anglophone Literaturen
und Kulturen außerhalb
Großbritanniens und der
USA.

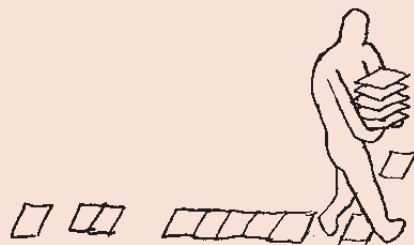


Anna von Rath
ist wissenschaftliche
Mitarbeiterin an der
Universität Potsdam und
für Öffentlichkeitsarbeit
und Kommunikation
des Potenzialbereichs
zuständig.

RESSOURCEN SCHONEN : SPRECHPLANUNG



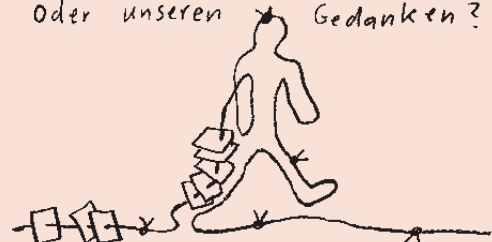
Oder eher wie Fußbodenlegen?



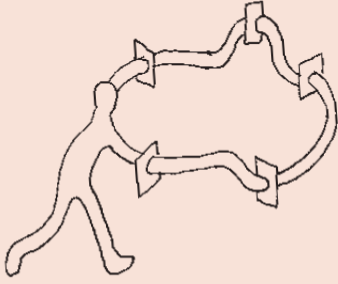
Folgen wir einer Art erlerntem Sprachwissen?



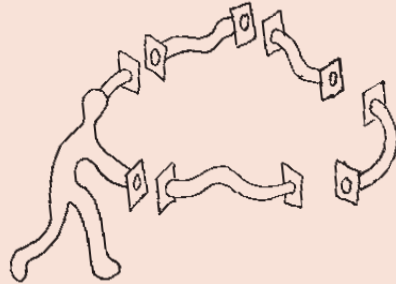
Oder unseren Gedanken?



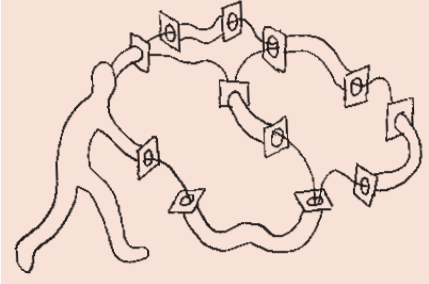
„Bauen“ wir einen Satz frei?



Wissen wir am Anfang schon,



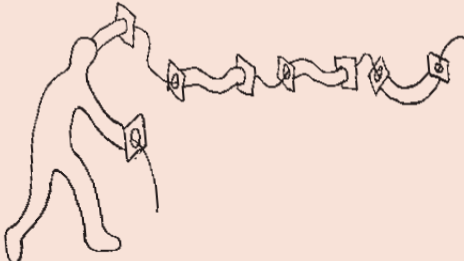
was als nächstes kommt?



Oder kennen wir gar schon



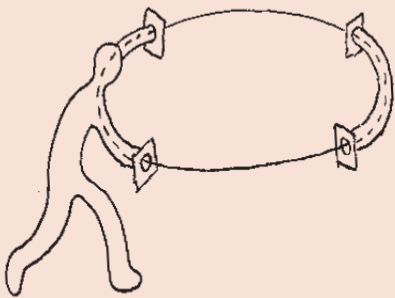
den ganzen Satzbau mit dem ersten Wort?



Unser Hirn ist ein mächtiger biologischer Computer.



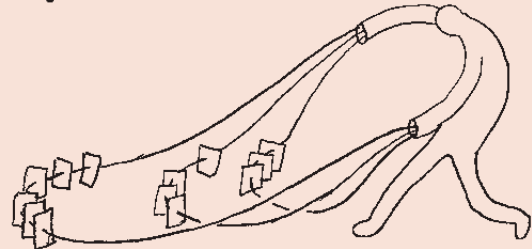
Aber auch er hat Grenzen.



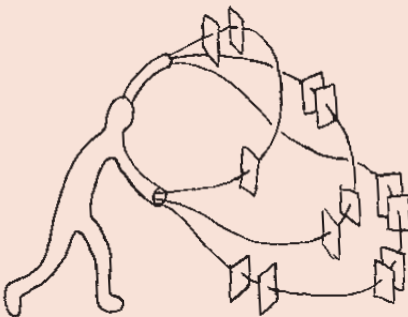
Wie sehen die aus?



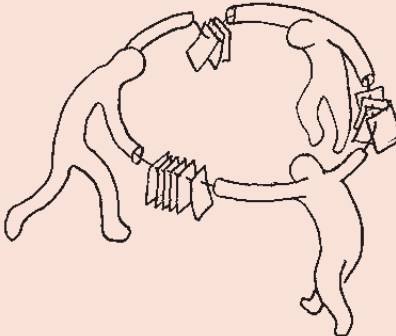
Spricht freier, wer mehr kognitive Ressourcen hat?



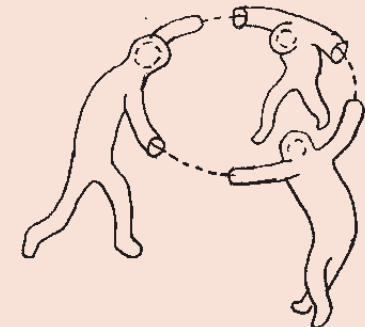
Oder sind kluge Menschen vorausplanender?



Ermöglichen die Grenzen sprachlicher Variabilität



am Ende den effizienten Gebrauch unseres „Computers“?



Sprache ist variabel, aber nicht beliebig. Warum, untersucht der Sonderforschungsbereich „Grenzen der Variabilität der Sprache“ an der Universität Potsdam. Mehr dazu hier:



Versnovellen

hoch drei

Mittelalterlich, gereimt
und hörenswert



FLORIAN DÖNAU

Lüsterne Pfarrer, raffinierte Studenten, aufmüpfige Senitalien – das Personal der mittelalterlichen Versnovellen ist außerordentlich bunt. Doch anders als etwa Fabeln oder Märchen hat diese Textgattung den Sprung in die Bücherregale der Moderne nicht so gut gemeistert. Das wollen die Potsdamer Literaturwissenschaftler*innen Prof. Dr. Katharina Philipowski, Natalie Mlynarski-Jung und Hans Levin gemeinsam mit Prof. Dr. Franziska Wenzel von der Goethe-Universität Frankfurt am Main ändern: Ihr Podcast „Unerhörtes Mittelalter – Vormoderne Erzählungen und warum man sie unbedingt kennen sollte“ will Begeisterung für Versnovellen wecken. Doch was macht die mittelalterlichen Erzählungen eigentlich aus?

es ein Happy End geben, sie kann aber auch offen oder sehr düster ausgehen“, weiß die Professorin für Germanistische Mediävistik. Die Herkunft des Begriffs Novelle vom lateinischen „novus“ für „neu“ ist sicher noch vielen aus dem Deutschunterricht vertraut. Eine Neuigkeit – im Sinne einer erzählenswerten Begebenheit – bildet auch den Kern einer jeden Versnovelle: „Sie kreisen um ein zentrales Ereignis – eine Pointe, eine Krise oder eine spektakuläre Begebenheit.“ Von den Novellen, die ab dem 19. Jahrhundert immer populärer wurden, unterscheidet sie aber etwas Wesentliches: Sie reimen sich.

... für Sesellen

Thematisch wird in den Versnovellen ein breites Spektrum abgedeckt, vom ganz Alltäglichen bis zum Grotesken. Für Doktorandin Natalie Mlynarski-Jung macht dies den besonderen Reiz dieses Genres aus: „Es gibt religiöse Texte, solche über Sexualität und Geschlechterrollen, sehr gewaltvolle Texte aber auch welche, die urkomisch sind. Manche haben regelrecht einen Slapstick-Humor.“ Bei aller Vielfalt von Handlung, Stimmung und Figuren erkennt man Versnovellen doch sofort, wenn man erst einmal einige gelesen hat: „Ein Kind versteht, was ein Märchen ist, weil es viele Märchen kennt. Dann erkennt es Muster, die sich wiederholen. Und das ist bei Versnovellen genauso. Beide sind gewissermaßen serielle Texte“, erklärt Philipowski. Die Autoren waren dabei durchaus experimentierfreudig, sagt Mlynarski-Jung: „Ich stelle mir das wie einen Baukasten vor. Man hat die typischen Figuren, Motive und Handlungen,

Versnovellen ... für Novizen

Märchen kennt buchstäblich jedes Kind. Aber was ist mit Mären? Wenn Katharina Philipowski diese definiert, wird der Unterschied zwischen den beiden Gattungen schnell klar: „Märe“ ist ein anderer Begriff für mittelhochdeutsche Versnovellen, also gereimte Erzählungen, etwa um die fünf Seiten lang. Gerade so lang, dass man sie bequem an einem Abend zum Einschlafen vorlesen könnte.“ Ihr Inhalt eignet sich allerdings nicht in jedem Fall für eine Gute-Nacht-Geschichte, denn es wird munter gelogen, betrogen und auch mal jemand lebendig begraben. Ein versöhnlicher Ausgang ist ebenso wenig garantiert: „In der Versnovelle kann



HÖRTIPP

„Unerhörtes Mittelalter – Vormoderne Erzählungen und warum man sie unbedingt kennen sollte“



die immer wieder neu zusammengesetzt werden können. Und manchmal werden Erwartungen gebrochen.“ Dabei sind die Mären auch inhaltlich überraschend aktuell, ergänzt Hans Levin: „Die Konflikte und Handlungsstränge, die wir aus der modernen Literatur kennen, haben wir in diesen mittelalterlichen Texten schon. Man könnte tatsächlich sagen: Es war alles schon einmal da.“

... für Meister

Und wer waren die Leser*innen und Hörer*innen dieser Erzählungen? Auch mit Blick auf ihr Publikum bildeten die Versnovellen ein Novum. Denn anders als ältere Erzählformen – wie Artusroman, höfischer Roman oder Heldenepos – waren die Versnovellen nicht allein dem Adel vorbehalten: „Versnovellistik hatte ein sehr vielfältiges Publikum. Adelige, aber auch Bürger, reiche Handwerker und Geistliche wie Bischöfe oder Äbte haben Handschriften mit Mären besessen“, weiß

Philipowski. In der Regel wurden die Mären vorgelesen, nicht nur bei Hofe: „Das klang durch die Versreime dann besonders schön.“ Die Texte waren so weit verbreitet, dass man heute noch Versnovellen entdeckt, die bislang nicht ins Neuhochdeutsche übersetzt wurden. Dies macht die Mären zu einem attraktiven Forschungsobjekt. Zudem sind die Erzählungen äußerst komplex, wie Levin erklärt: „Je mehr man kennt, desto klarer wird einem, dass sie häufig miteinander verhandelt sind und aufeinander anspielen.“ Trotz der oft grotesken Handlung gibt es meist eine Moral, sind manche der Texte gar philosophisch oder theologisch tiefgründig – wenn man sie entsprechend einordnen kann. Und dabei hilft der Podcast „Unerhörtes Mittelalter“, betont Mlynarski-Jung: „Wir wollen die Erzählungen historisch und literaturwissenschaftlich verorten, damit Interessierte sie als so vielschichtig wahrnehmen, wie sie tatsächlich sind.“



Katharina Philipowski
ist seit 2018 Professorin für Germanistische Mediävistik an der Universität Potsdam und Initiatorin des Podcasts „Unerhörtes Mittelalter“.



Natalie Mlynarski-Jung
ist seit 2023 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Germanistische Mediävistik und Host des Podcasts „Unerhörtes Mittelalter“.



Hans Levin
ist wissenschaftliche Hilfskraft an der Professur für Germanistische Mediävistik und Host des Podcasts „Unerhörtes Mittelalter“.



Auf dem Brauhausberg entsteht der vierte Campus der Universität Potsdam ...



ENORMER ENTWICKLUNGSSCHUB FÜR DEN WISSENSCHAFTSSTANDORT

Die Universität Potsdam bekommt einen neuen Campus auf dem Brauhausberg



**OLIVER GÜNTHER,
PRÄSIDENT DER
UNIVERSITÄT POTSDAM**

Der 2. Juni 2025 war nicht nur für die Universität Potsdam ein großer Tag. Mit seiner Megaspense haben Hasso Plattner und seine Stiftung Maßstäbe gesetzt. Maßstäbe dafür, wie man als Mäzen dem Gemeinwohl dienen kann. Maßstäbe dafür, wie Public Private Partnerships im Wissenschaftsbereich aussehen sollten. Maßstäbe dafür, wie die Institution der öffentlichen Universität durch eine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Stiftern wie Hasso Plattner gestärkt werden kann. Davon profitiert nicht nur unsere Universität, davon profitiert auch nicht nur mein eigenes Fach, die Informatik und die KI, nein, davon profitiert die deutsche

und europäische Wissenschaftslandschaft insgesamt. Dafür gebührt Hasso Plattner unser aller großer Dank.

In enger Abstimmung mit der Landesregierung, der ich hier ebenfalls danken möchte, sowie mit Hasso Plattner und seiner Stiftung ist es in wenigen Wochen gelungen, für die Universität Potsdam großartige neue Perspektiven zu schaffen: Wir bekommen einen neuen vierten Campus auf dem historischen Gelände am Brauhausberg, im Herzen der Landeshauptstadt!

Enge Kooperation

Nur etwa zehn Minuten zu Fuß vom Hauptbahnhof entfernt wird dort in den kommenden Jahren

... ein hochmoderner Wissenschaftsstandort, der neuen Formen des Forschens, Lehrens und Lernens Raum geben und internationale Strahlkraft entfalten soll.



ein hochmoderner Wissenschaftsstandort entstehen, der internationale Strahlkraft entwickeln wird und auf dem ganz neue Formen der wissenschaftlichen Arbeit und der Wissensvermittlung, neue Lehr- und Lernwelten möglich sein werden. Die beiden großen Fakultäten, die derzeit am Griebnitzsee beheimatet sind – also die Juristische sowie die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät – sollen hier angesiedelt werden. Zugleich werden das Hasso-Plattner-Institut (HPI) und die von der Universität und dem HPI gemeinsam getragene Digital Engineering Fakultät am Standort Griebnitzsee erheblich erweitert und ausgebaut. Aber auch der natur- und humanwissenschaftlich geprägte Campus in Golm und die Philosophische Fakultät am Neuen Palais werden von Hasso Plattners Großspende profitieren. Denn die Erlöse, die das Land Brandenburg aus dem Verkauf der Landesflächen am Griebnitzsee von der Hasso Plattner Stiftung erhält, werden direkt in die schon lange geplanten Baumaßnahmen an diesen beiden Uni-Standorten investiert.

Außerdem werden wir gemeinsam mit der Landesregierung an der Beschleunigung von Berufungen und am Bürokratieabbau in der Wissenschaftsverwaltung arbeiten. Die Umsetzung wird eine Task Force koordinieren, in der das Land Brandenburg, die Universität Potsdam, die Hasso Plattner Foundation und das Hasso-Plattner-Institut eng und vertrauensvoll kooperieren werden. Ziel ist es, für HPI und Universität Potsdam an allen Standorten moderne, leistungsfähige



und zukunftsorientierte Forschungs-, Lehr- und Studienbedingungen zu schaffen.

Einmalige Großspende

Grundlage dieser wirklich außergewöhnlichen Entwicklung ist eine Absichtserklärung, die am 2. Juni 2025 zwischen dem Land Brandenburg, der Universität Potsdam und der Hasso Plattner Foundation unterzeichnet wurde. Eine private Zuwendung in dieser Größenordnung an eine Hochschule – das ist europaweit einmalig! Auch im globalen Vergleich kann man derartige Großspenden an einer Hand abzählen. Ein solches Bekenntnis zur Institution „öffentliche Universität“ gerade in diesen schwierigen politischen Zeiten wissen wir außerordentlich zu schätzen.

Seit der Gründung des Hasso-Plattner-Instituts im Jahr 1998 verbindet die Universität und das HPI eine enge und erfolgreiche Zusammenarbeit, die mit der Gründung der gemeinsam getragenen Digital Engineering Fakultät im Jahr 2017 ausgebaut und gefestigt wurde. Die Digital Engineering Fakultät – schon damals eine weltweit einmalige Form von Public Private Partnership – hat sich nicht nur als Konstrukt, sondern ganz konkret als Ort der Informatikforschung und -lehre hervorragend etabliert. Nun wird sie sich zu einem weltweit sichtbaren Ort der Spitzenforschung in KI und Informatik weiterentwickeln. „Gemeinsam senden wir ein klares Signal: für Bildung, Offenheit und Zukunftsfähigkeit“, sagte Hasso Plattner. Europa brauche Orte, an denen Talente aus aller Welt frei denken, forschen und gestalten können – Potsdam werde ein solcher Ort sein. Ich freue mich sehr auf die gemeinsame Arbeit in diesem großartigen Projekt.

Vorfreude auf das Großprojekt: Ministerpräsident Dietmar Woidke, Unternehmer Hasso Plattner, Ministerin Manja Schüle und Universitätspräsident Oliver Günther (v.l.n.r.)



Die Digital Engineering Fakultät wird sich zu einem weltweit sichtbaren Ort der Spitzenforschung in KI und Informatik weiterentwickeln.



Muster erkennen, Ursachen finden

JAKOB RUNGE ERKLÄRT, WARUM KÜNSTLICHE INTELLIGENZ (NOCH) GRENZEN HAT

Spamfilter und Übersetzungstools haben sie, Sprach- und Bremsassistenten auch, Suchmaschinen sowieso. Künstliche Intelligenz ist nicht mehr nur in aller Munde, sondern längst vielerorts im Einsatz. Glaubt man den vollmundigen Versprechen, hebt sie so ziemlich alle Anwendungen auf ein neues, ungeahntes Niveau. Goldene Zeiten brechen an – auch für die Forschung. Oder doch nicht? Matthias Zimmermann sprach mit Jakob Runge, Professor für Künstliche Intelligenz in den Wissenschaften an der Uni Potsdam, über das, was KI kann und was nicht, und wie intelligente Computersysteme lernen, die richtigen Fragen zu stellen.

Ist Künstliche Intelligenz ein Schritt auf einem langen Weg oder ein Sprung?

Ich denke, das hängt wesentlich von ihrer praktischen Anwendbarkeit ab. KI ersetzt vielerorts Google-Suchen und stellt damit für viele Menschen im Alltag einen erheblichen Fortschritt dar. Auch Forschende profitieren von ihr bei Arbeitsschritten, die nun effizienter werden. Die KI wird nicht nur für aufwendige wissenschaftliche Arbeiten wie die Verbesserung von Klimamodellen oder die Vorhersage der dreidimensionalen Struktur von Proteinen verwendet, sondern auch, um alltägliche Aufgaben wie Recherchen zu erleichtern. KI-Modelle sind genau darauf zugeschnitten. Sie helfen uns, Ideen schneller zu finden und umzusetzen und repetitive Aufgaben effizient zu bewältigen. Davon profitieren bestimmte Forschungsfelder erheblich, besonders solche, in denen große Datenmengen verarbeitet werden.

Betrachtet man jedoch die langfristige Entwicklung in Wissenschafts- und technischen Systemen, handelt es sich eher um eine lange Kette von Schritten: die steigende Rechenleistung, theoretische Arbeiten, die Datenaufbereitung durch das Internet sowie die Digitalisierung, die dazu beiträgt, Daten zu erfassen. Alles in allem sind dies vor allem viele kleine, aber bedeutende Schritte in Richtung einer fortschrittlicheren KI.



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Verändern intelligente Computersysteme die Forschung grundlegend?

In der Klimaforschung und in anderen wissenschaftlichen Disziplinen macht KI momentan nichts völlig Neues. Viele Aufgaben, die zuvor wesentlich länger dauerten, etwa Datenanalysen oder manche Modellierungsschritte, können jetzt effizienter gelöst werden. Rein KI-getriebene Wettermodelle sind derzeit im Kommen und um ein Vielfaches schneller als physikbasierte Modelle. Aber ich habe meine Zweifel, ob solche KI-Modelle gegenwärtig schon in der Lage sind, das zu leisten, was wir in vielen Bereichen der Wissenschaft zu erreichen versuchen: nämlich das Lernen von Naturgesetzen und das Verstehen von Kausalbeziehungen – beispielsweise in der Klimamodellierung. Diese Aufgabe beruht dort auf einem gewaltigen Schatz an Erfahrungen und Wissen über das Verhalten von Flüssigkeiten und Gasen in den Ozeanen und der Atmosphäre. Auf dieser Basis bilden wir den Klimawandel nach und entwickeln hoffentlich Maßnahmen, um ihn zu adressieren. KI kann in vielen Bereichen sehr hilfreich sein, zum Beispiel auch in Wettermodellen, aber das Erfolgsprinzip stößt momentan an seine Grenzen. Denn Wetter



KI-Modelle helfen uns, Ideen schneller zu finden und umzusetzen und repetitive Aufgaben effizient zu bewältigen. Davon profitieren bestimmte Forschungsfelder erheblich.



Jakob Runge ist seit 2025 Professor für Künstliche Intelligenz in den Wissenschaften an der Universität Potsdam.

betrifft oft die Vorhersage von Zuständen, die wenigstens in ähnlicher Form schon einmal aufgetreten sind. Der Klimawandel führt uns aber in völlig neue Zustände.

Warum kann KI das nicht leisten?

Moderne KI-Systeme konzentrieren sich darauf, Korrelationen aus umfangreichen Texten und anderen Datensätzen zu lernen. Sie werden immer rechenintensiver und identifizieren Zusammenhänge, aber sie versuchen nicht, Gesetzmäßigkeiten oder einfache mathematische Beschreibungen dieser zu finden. Es ist ein Wunder der Natur, dass sie sich durch die Sprache der Mathematik beschreiben und erklären lässt. Eine KI kann aber nicht begründen, warum sie eine bestimmte Vorhersage macht: Es gibt Ansätze zur nachträglichen Erklärbarkeit von trainierten KI-Modellen, aber ihr fehlen fundamental logische und regelbasierte Konzepte. Ein Beispiel: Eine moderne KI kann die Schachregeln nicht wirklich lernen, indem sie einfach Schachspiele beobachtet. Obwohl sie das Spiel durch die Verarbeitung von Millionen von Beispielen möglicherweise sehr gut beherrscht, verstößt sie dennoch gegen Regeln, da sie nicht programmiert ist, diese zu lernen. Im Gegensatz dazu verstehen Kinder das Konzept von Schach und dass sie sich an die Regeln halten müssen. Allgemeine KIs sind schlecht im Ableiten von Gesetzmäßigkeiten, da sie diese nicht in ihren neuronalen Netzen verankert haben.

Ein weiteres, eher kurioses Beispiel hierfür sind die fehlerhaften Bilder von Händen mit sechs Fingern. Wenn einer KI die Aufgabe gestellt wird, Bilder von verschiedenen Personen zu generieren, entstehen oft schöne Abbildungen, die jedoch inkorrekt sein können. Der Grund dafür ist, dass die KI das Konzept der Anatomie und damit der korrekten Anzahl von Fingern nicht versteht. Das Problem wird oft durch menschliches Eingreifen gelöst, aber das ist dann einfache Fehlerkorrektur – ohne dass das Computersystem Konzepte und Regeln verstanden hätte.

Wieso kombiniert man nicht Computersysteme, die aus großen Datenmengen lernen, mit solchen, denen man Regeln vorgibt?

Ein Zugang dazu ist die Kausalität, aber das Thema ist herausfordernd und erfordert tiefgehende theoretische Arbeiten. Bestehende KI-Modelle wurden geschaffen, um viele unstrukturierte

Informationen zu verarbeiten. Dafür verpacken sie die Informationen oft in Textbausteine und -wolken und berechnen daraus Wahrscheinlichkeiten. Ihnen fehlt die wesentliche Logik, die für das Verständnis von Kausalität notwendig ist. Mein Spezialgebiet ist die **Kausale Inferenz**, das heißt, die Fähigkeit, kausale Beziehungen aus Daten zu lernen. Ihre Methoden sind aber bisher noch nicht wirklich in der Lage, mit großen unstrukturierten Datenmengen umzugehen.

Wofür braucht man Kausale Inferenz?

Sie erlaubt uns, kausale Beziehungen mithilfe von Algorithmen und Annahmen über das zugrundeliegende System aus Beobachtungsdaten zu identifizieren und zu quantifizieren. Man könnte sagen, die gegenwärtigen KI-Modelle beantworten Fragen wie „Welche Muster treten häufig auf?“ oder „Was ist der nächste wahrscheinlichste Wert oder das nächste Wort?“ Die Fragen, auf die wir uns konzentrieren, sind von ganz anderer Art. Wir fragen etwa: Warum existiert ein bestimmtes Wetterphänomen und wie wird es beeinflusst? Warum tritt ein Extremereignis auf? Und wir wollen wissen, wie hoch die Wahrscheinlichkeit für Extremereignisse in 100 Jahren unter den Bedingungen des Klimawandels ist. Diese Fragen sind kausaler Natur, weil sie nicht einfach fragen, wie oft etwas eintritt, sondern was passiert, wenn bestimmte Bedingungen gegeben sind oder verändert werden. Diese Art von Fragen steht im Kontext von Systeminterventionen, wie beispielsweise in der Medizin: „Was passiert, wenn ich ein bestimmtes Medikament einnehme?“ Das ist eine kausale Frage. Wir möchten wissen, ob Aspirin wirkt und nicht einfach nur, womit seine Einnahme korreliert.

Also muss KI lernen, die richtigen Fragen zu stellen?

Die Fähigkeit, solche Fragen zu formulieren, bildet die Grundlage für die Entwicklung eines Modells, das zur Beantwortung genau dieser Fragen tatsächlich in der Lage ist. In vielen Bereichen der Forschung sind das physikalische Modelle. Daneben ist eine der bedeutenden Forschungsleistungen der letzten 40 Jahre die Einführung und mathematische Beschreibung kausaler Netzwerke, die in der Lage sind, „Was wäre, wenn“-Fragen zu beantworten, sowie die Entwicklung entsprechender Algorithmen. Denn um kausale Beziehungen aus Daten zu lernen, muss man nicht immer physikalische Naturgesetze herleiten, es können

Kausale Inferenz

ist ein Forschungsfeld, das Theorie und Methoden entwickelt, um aus Daten Ursache-Wirkungs-Beziehungen zu lernen. Statt nur Zusammenhänge zu beschreiben, versucht sie zu klären, ob ein Faktor tatsächlich etwas bewirkt und nicht nur zufällig gleichzeitig auftritt.

auch rein qualitative und auf Wahrscheinlichkeiten beruhende kausale Netzwerke sein, wie zum Beispiel in der Medizin, Biologie, Soziologie, aber auch in der Klimaforschung. Ein wichtiges Prinzip beim Aufspüren von kausalen Netzwerken ist zum Beispiel die Annahme, dass alle statistisch gemessenen Zusammenhänge in den Daten aus kausalen Beziehungen entstehen und umgekehrt auch alle kausalen Beziehungen zu statistischen Abhängigkeiten führen. Darüber hinaus sind je nach Methode spezifischere Annahmen hilfreich, etwa ob die Beziehungen linear oder nicht-linear sind und wie die Verteilung der Daten beschaffen ist – ob sie beispielsweise normalverteilt ist oder nicht. Diese spezialisierten Annahmen sind entscheidend für die Arbeit mit den Daten und für das Extrahieren von Ursachen und Wirkungen.

Wo könnten kausal arbeitende KI-Modelle in der Forschung eingesetzt werden?

Im Prinzip überall dort, wo es um kausale Fragen und nicht um reine Mustererkennung und -häufigkeiten geht. In der Genforschung gibt es beispielsweise Experimente, bei denen bestimmte Gene aktiviert werden, um deren Auswirkungen auf die Organismen zu erforschen. Solche Experimente sind äußerst kostspielig. Gleichzeitig stehen uns umfangreiche Daten aus früheren Experimenten zur Verfügung sowie Beobachtungen darüber, welche Gene mit bestimmten Eigenschaften in der Natur kombiniert werden. Mithilfe kausaler Modelle lässt sich vorhersagen, welche Genkombinationen wahrscheinlich einen kausalen Effekt haben und welche nicht. Damit lassen sich gezielt die erfolgversprechendsten Experimente bestimmen.

Im Gegensatz dazu gibt es im Klimabereich keine Möglichkeit, direkt zu intervenieren. Dies geht zwar in kostenintensiven physikalischen Modellen des Klimasystems, aber diese können nicht alle Prozesse bis ins letzte Detail abbilden. Hier kann Kausale Inferenz auf viele Arten genutzt werden. Zum einen können Klimamodelle mit kausalen Methoden evaluiert und verbessert werden und zum anderen können direkt Beobachtungsdaten analysiert werden. Zum Beispiel, wenn wir verstehen wollen, wie etwa der Golfstrom die Entwicklung des Meereises in der Arktis beeinflusst und welche Auswirkungen dies wiederum auf unser Wetter hat. Wir verfügen über umfangreiche Messdaten aus den vergangenen Jahrzehnten, einschließlich Informationen zu Luft- und Wassertemperatur, Druck und der Ausdehnung des Meereises. Durch den Einsatz von kausalen Methoden

können wir aus diesen Daten ableiten, welche Hypothesen in der Wissenschaft plausibler sind, und mehr Evidenz für die eine oder andere Annahme sammeln. Diese Methoden ermöglichen es, über einfache Korrelationen hinauszugehen und zufällige oder scheinbare Zusammenhänge herauszurechnen. Obwohl wir nicht immer mit absoluter Sicherheit kausale Beziehungen bestätigen können, da die den Methoden zugrundeliegenden Annahmen nicht immer erfüllt sind, sind wir in der Lage, viele nicht-kausale Erklärungen auszuschließen. Das ist der Beitrag, den diese Methoden in der Forschung leisten können. Dazu muss Kausale Inferenz allerdings erst lernen, mit unstrukturierten großen Datenmengen umzugehen, und das könnte man dann „kausale KI“ nennen.

Jakob Runge arbeitet schon jetzt eng mit Wissenschaftler*innen vieler Disziplinen zusammen. Diese interdisziplinäre Stellung will er in den kommenden Jahren kontinuierlich ausbauen – auch mit einem **KI-Kompetenzzentrum**, das darauf abzielt, diese Methoden breit in Forschung und Lehre an der Universität Potsdam zu integrieren.





„Über eine Sprache lernen wir andere Kulturräume kennen“

Die Romanistin Kathleen Plötner über die Zukunft des Schulunterrichts in den Fremdsprachen



ANTJE HORN-CONRAD

Schon heute gibt es zuverlässige Übersetzungstools. Und mithilfe Künstlicher Intelligenz wird es bald möglich sein, sich in jeder Sprache der Welt in Echtzeit zu unterhalten. Bedeutet das das Ende des Sprachenlernens? Kathleen Plötner, Professorin für die Didaktik der romanischen Sprachen, Literaturen und Kulturen, bildet an der Universität Potsdam Lehrkräfte für Spanisch und Französisch aus. Im Interview erklärt sie, warum es wichtig bleibt, fremde Sprachen zu lernen.

Frau Plötner, hat es noch Sinn, in der Schule Fremdsprachen zu unterrichten, wenn Künstliche Intelligenz in Sekunden ganze Texte übersetzen kann?

Künstliche Intelligenz kann auch perfekt rechnen, aber niemand käme auf die Idee, den Mathe-

matikunterricht einzustellen. Ich bin nicht nur davon überzeugt, sondern halte es für unerlässlich, in den Schulen weiterhin Fremdsprachen zu unterrichten. Denn es bedeutet so viel mehr als Vokabular und Grammatik zu vermitteln. Über eine Sprache lernen wir andere Kulturräume, deren Geschichte, deren Alltag und die Besonderheiten des Zusammenlebens kennen. Einander wirklich zu verstehen ist ohne ein tiefgreifendes Verständnis des Anderen nicht möglich.

Wie lässt sich das im Unterricht vermitteln?

Nehmen Sie das Französische, das auf verschiedenen Kontinenten gesprochen wird. Der Französischunterricht beginnt natürlich mit landeskundlichen und alltagsweltlichen Themen aus Frankreich und Belgien. Aber dann geht es

schon über den Atlantik ins frankophone Kanada und schließlich in die Länder Afrikas, in denen Französisch Amtssprache ist. Hier richtig kommunizieren zu können, braucht kultur- und sprachspezifisches Wissen und interkulturelle Kompetenz. Wir bilden weltoffene Menschen aus, die Alterität aushalten und sich mit ihr auseinandersetzen.

Würde es nicht reichen, das weltweit verbreitete Englisch zu lernen?

Dann würde uns der kulturelle Reichtum anderer Sprachräume verborgen bleiben. Gerade hier in Europa wäre das fatal. Die verschiedenen Literaturen, die Filmkunst, Theater und Musik. Sprachen zu lernen, gehört zur allgemeinen und zur ästhetischen Bildung. Es dient dem reflektierten Umgang mit der eigenen und der Identität anderer. Das wiederum fördert den so wichtigen Austausch, auch und besonders zu gesellschaftspolitischen Fragen.

Kann hierfür nicht auch KI genutzt werden?

Sicher. Zur Unterstützung. Doch um sie verantwortungsvoll und kritisch einsetzen zu können, braucht es sprachliches, fachliches, methodisches und kulturelles Wissen, das man sich selbst aneignen muss. Das kann durch keine KI ersetzt werden. Zudem kommt es in der Kommunikation häufig auf stilistische Nuancen an, ein Verständnis für Metaphern, ja auch den Humor des anderen Sprachraums. Lexik, Grammatik und Phonetik allein reichen da nicht aus. Wir wissen ja auch noch nicht, wie sich die Echtzeit-Übersetzung auf die Art der Kommunikation auswirken wird. Schon im Deutschen fällt es vielen Menschen schwer zuzuhören, sich klar auszudrücken, Argumente auszutauschen oder sich konstruktiv zu streiten ...

Es wird bereits diskutiert, den schulischen Fremdsprachenunterricht zugunsten der Medienbildung zu reduzieren.

Das ist keine Alternative. Medienbildung ist eine Querschnittsaufgabe. Sie muss den gesamten Schulunterricht durchziehen, jedes Fach. In der Lehrkräftebildung sind wir uns darüber einig, dass Medienkompetenzen stets im Zusammenhang mit fachlichen Inhalten und spezifischen Bedarfen vermittelt werden sollen. Wichtig ist,

dass digitale Medien und KI im Unterricht didaktisch sinnvoll eingesetzt werden, also beim Lernen eine unterstützende und fördernde Funktion erfüllen.

Zum Beispiel?

360-Grad-Anwendungen und Virtual Reality, die sich auf die Lebenswelt der Lernenden beziehen, können zur Kommunikation anregen. Gegenüber Bildern und gewöhnlichen Videos bieten solche Technologien zum Beispiel den Vorteil, mit Avataren aktiv das Sprechen zu üben. Aber auch Collagen, die mithilfe von KI erstellt werden, oder Instagram-Reels, die sich in den Unterricht einbetten lassen, fördern Aktivität und Kreativität. Sprache, selbst wenn es nicht die eigene ist, ist immer auch Mittel der Reflexion und Ausdruck von Individualität.

Dennoch wird die Verlockung groß sein, Künstliche Intelligenz zu nutzen, anstatt den langen Weg des Sprachenlernens zu gehen.

Das gilt, wie gesagt, auch für alle anderen Fächer. Warum sollte man sich dann noch mit der eigenen Sprache beschäftigen? Oder Formeln lernen? Oder musizieren? Das alles kann auch die KI. Bei allem, was wir uns aneignen, braucht es Übung und Beharrlichkeit. Man muss Phasen der Unsicherheit durchhalten, in denen man Fehler macht und frustriert ist, weil man etwas noch nicht so gut beherrscht, wie man es möchte. Wenn wir diese Anstrengungen scheuen, werden wir über kurz oder lang auch nicht die Künstliche Intelligenz nutzen können. Denn will ich ein Übersetzungstool einsetzen, etwa um Zeit zu sparen, muss ich das Ergebnis auch bewerten können.

Würde in der Schule niemand mehr Französisch, Spanisch oder Italienisch lernen, wäre letztlich Ihr eigenes Fach bedroht.

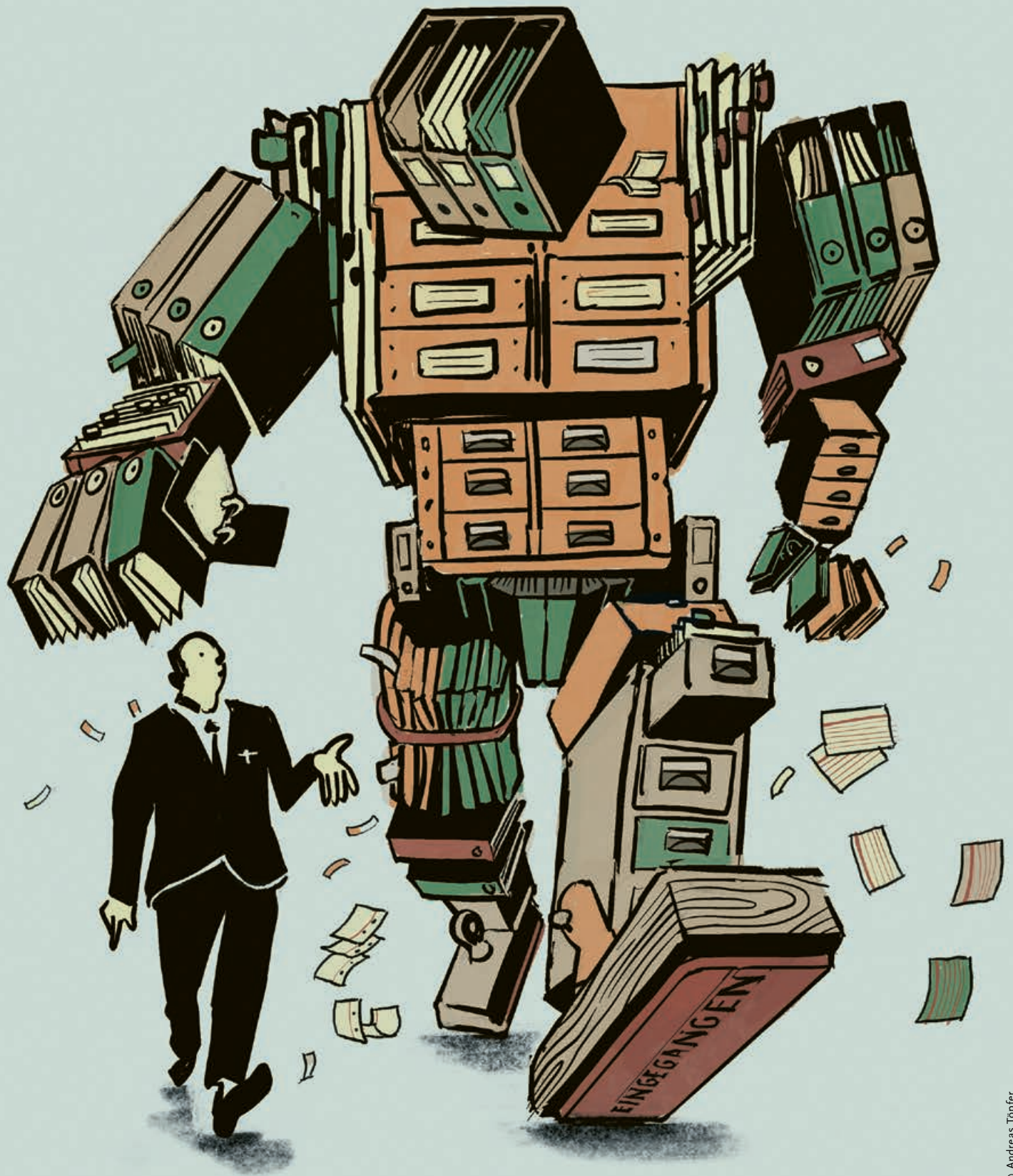
Eine so frankophile Stadt wie Potsdam ohne Romanistik, das wäre undenkbar. Friedrich, Voltaire, Sanssouci – das Französische gehört hier einfach dazu. Aber auch der italienische Einfluss in der Architektur. Wir leben mitten im vielsprachigen Europa, kooperieren mit Partneruniversitäten weltweit. Sprachen, deren Erforschung und Vermittlung, sind ein Wesensmerkmal unserer Internationalität.

”

Künstliche Intelligenz kann auch perfekt rechnen, aber niemand käme auf die Idee, den Mathematikunterricht einzustellen.



Kathleen Plötner
ist Professorin für die Didaktik der romanischen Sprachen, Literaturen und Kulturen an der Universität Potsdam.



mit künstlicher intelligenz – durch den paragrafendschungenel

björn steinrötter
über juristische ki-tools
für behörden

Wie „Legal Tech“ langwierige Planungs- und Genehmigungsverfahren beschleunigen kann, weiß Jura-Professor Björn Steinrötter.

Zusammen mit Honorarprofessor Christian Czychowski und anderen steht er dem Bundesministerium des Innern (BMI) bei der Einführung KI-basierter Rechtsprüfungen zur Seite. Auch der Potsdamer Honorarprofessor Christoph Wagner berät mit einem weiteren Team in demselben Projekt das BMI.

Herr Steinrötter, wie verbreitet sind KI-Tools im Rechtswesen inzwischen?

Theoretische Überlegungen zu dem Thema, wie man rechtliche Prozesse in der Informatik abbilden kann, gab es schon seit den 1960er Jahren. Irgendwann in den 1990ern hat man dann vom „Tod der Rechtsinformatik“ gesprochen, insbesondere weil es damals einfach nicht die technischen Mittel gab, diese teils beachtliche theoretische Forschung umzusetzen. Heute sieht das ganz anders aus: Rechtsdienstleister, die den juristischen Markt mit Automatisierungslösungen neu befruchten und als „Legal Tech“ bezeichnet werden, sind inzwischen weit verbreitet. Jetzt,

da generative KI große Entwicklungssprünge macht, treten staatliche Verwaltungen und die Justiz auf den Plan und sagen: Wir können die Vielzahl und den Umfang von rechtlichen Verfahren auf herkömmliche Art und Weise kaum noch in angemessener Zeit bewältigen.



MORITZ JACOBI

Wegen ihrer zähen Antrags- und Prüfverfahren stehen deutsche Verwaltungen häufig in der Kritik. Wie kann Künstliche Intelligenz eine aufwendige Rechtsprüfung beschleunigen?

Bei Planungs- und Genehmigungsverfahren handelt es sich um einen relativ klar abgrenzbaren juristischen Bereich. Das können Verfahren zur Genehmigung von Windenergieanlagen oder von Wasserstoffleitungen sein. Einige dieser Verfahren folgen klaren Regeln, andere erfordern Wertungen oder ein Ermessen in den Rechtsfolgen. Im Recht gibt es sehr häufig nicht nur eine richtige oder falsche Entscheidung, sondern einen Vertretbarkeitskorridor und einen Beurteilungsspielraum. Deshalb geht es dem BMI – was ich für richtig, weil realistisch halte – auch nicht um gänzlich selbstentscheidende Systeme, sondern um die KI-gestützte Vorbereitung von rechtlichen Entscheidungen durch den Menschen.



Björn Steinrötter
ist Professor für
Bürgerliches Recht, IT-Recht
und Medienrecht an der
Universität Potsdam.

Was muss die KI denn auf dem Kasten haben, um für Planungs- und Genehmigungsverfahren eingesetzt zu werden?

Eingespeist werden müssen letztendlich alle einschlägigen Gesetze, die zugehörige Rechtsprechung und die Verwaltungspraxis. Das BMI hat uns auch schon einen beeindruckenden Vorgehensplan von seinen Plänen präsentiert. Im Grunde sollen dafür lernbasierte und regelbasierte KI-Systeme miteinander kombiniert werden. Letztere erreichen ihr Ergebnis durch reine Wenn-Dann-Programmierungen. Bei den lernbasierten KI-Systemen kommt hingegen eine große Menge an Daten zum Einsatz, aus denen Muster identifiziert werden. Diese KI-Systeme bewältigen auch Ambivalenzen und Vagheit, die es im rechtlichen Kontext auf der Sachverhaltsebene ebenso gibt wie in den Normen selbst. In jedem Fall bedarf es einer ausreichenden Datenqualität, also müsste zum Beispiel eine geänderte Rechtsprechung sofort eingepflegt werden, ebenso etwaige Eingaben von Betroffenen bei Bauvorhaben. Auch die Gewichtung von Urteilen muss abgebildet sein, sodass etwa klar ist: Ein neues Urteil der jeweiligen Höchstinstanz überwiegt viele bisher ergangene Urteile der unteren Instanzen.

Ist mit einer baldigen Bereitstellung solcher Systeme zu rechnen?

Wir stehen praktisch unmittelbar davor, solche Systeme in Verwaltungen einzusetzen. Das ist jedenfalls das klare Ziel des BMI im besagten Projekt. Auch der Rechtsverlag C.H. Beck hat jüngst ein KI-unterstütztes Recherche-Tool vorgestellt, das aus den Datenbanken des Verlags schöpft und schon recht ordentliche Ergebnisse zeigt. Beim BMI war bislang von unserer Seite vor allem theoretische Vorarbeit nötig. Das ambitionierte Ziel des BMI für die Entwicklung einer Testversion war aber schon Ende dieses Jahres. Die angeordnete Plattform soll zunächst die Planungs- und

Genehmigungsverfahren des Wasserstoff-Kernnetzes abbilden und später erweitert werden.

Wie viel schneller ließen sich dann etwa Bauvorhaben genehmigen?

Um zu prüfen, ob beispielsweise die Errichtung eines Windparks rechtmäßig ist, müssen zahlreiche Informationen über einen sehr langen Zeitraum von einem Menschen gesichtet und ausgewertet werden. Ein KI-System leistet das teilweise in Sekundenschnelle und markiert dem Anwender oder der Anwenderin die Bereiche, in denen er oder sie selbst tätig werden muss. Ein Verfahren, das bislang mehrere Monate, vielleicht Jahre gedauert hat, könnte damit deutlich schneller entscheidungsreif sein.

Wie sähe die Arbeit in den behördlichen Rechtsabteilungen aus, wenn KI einen Großteil der Fleißarbeit übernimmt?

Die Anfangszeit dürfte für alle Beteiligten eine ziemliche Umstellung bedeuten. Aber ich gehe davon aus, dass es relativ schnell zur Normalität werden wird, denn diese Anwendungen funktionieren sehr intuitiv. Die menschliche Rechtsprüfung beschränkt sich dann gewissermaßen darauf zu schauen, ob das Ergebnis vertretbar ist. Es muss auch unbedingt nachvollziehbar sein, warum das System zu einem bestimmten Ergebnis gekommen ist. Die damit befassten Personen dürfen also keineswegs weniger sachverständig sein als bisher, eher im Gegenteil. Wir brauchen nach wie vor kompetente Juristinnen und Juristen, die die Ergebnisse der KI nicht einfach nur abnicken, denn das wäre auch verfassungsrechtlich hochproblematisch.

Wären Verfahrensfehler mit KI-Unterstützung ausgeschlossen?

Das würde ich nicht sagen. In einer Vielzahl von „normalen“ Fällen hätten wir wahrscheinlich weniger Fehler. Doch anstelle der menschlichen passieren dann andere Fehler. Die KI leitet ihre Entscheidungen aus der Datenbasis ab, also aus der Mehrzahl der vergleichbaren Fälle aus der Vergangenheit. Sie schaut einfach, wie bisher entschieden wurde. Das kann zum Problem werden, sobald es das System mit einem atypischen Fall zu tun bekommt. Es mag den atypischen Sachverhalt zwar erkennen, aber ihm fehlt die Fähigkeit zur Wertung sowie die ureigene juristische Kreativität. Dass solche Systeme im Brustton

der Überzeugung juristische Texte formulieren, teilweise Urteile „erfinden“ und man geneigt ist, ihnen uneingeschränkt Glauben zu schenken, ist schließlich auch eine große Gefahr. Die Folgen reichen im Verwaltungskontext dann gegebenenfalls bis zur Amtshaftung, sodass der Staat für Schäden haften müsste.

Gibt es auch juristische Bedenken hinsichtlich des Einsatzes von „Legal Tech“?

Wenn KI-Systeme selbst hoheitliche Entscheidungen treffen sollen, gibt es handfeste verfassungsrechtliche Vorbehalte. Aber selbst, wenn es „nur“ um die besagte Entscheidungsvorbereitung geht, gibt es zum Beispiel datenschutzrechtliche Grenzen und urheber- sowie IT-sicherheitsrechtliche Probleme. Ersteres hat in unserem Team Janko Geßner untersucht, die beiden letzteren Themen Christian Czychowski. Und: Wenn ich als Mensch Recht anwende, dann ist das ein gedanklich-schöpferischer Vorgang, der immer Wertungen enthält, basierend auf juristischem Vorwissen und Urteilsvermögen sowie einer Art „Weltwissen“. Bei der Rechtsanwendung finden verschiedene hermeneutische Vorgänge statt. Das beginnt bereits bei der bloßen Feststellung eines Sachverhalts, der auf juristischer Seite erst einmal konstruiert werden muss. Damit das nicht der Willkür unterliegt, besagt die juristische Methodenlehre, welchen Kriterien zum Beispiel die Auslegung von Gesetzen folgt. Da gibt es den Wortlaut, die Systematik, die Historie der Gesetzgebung und

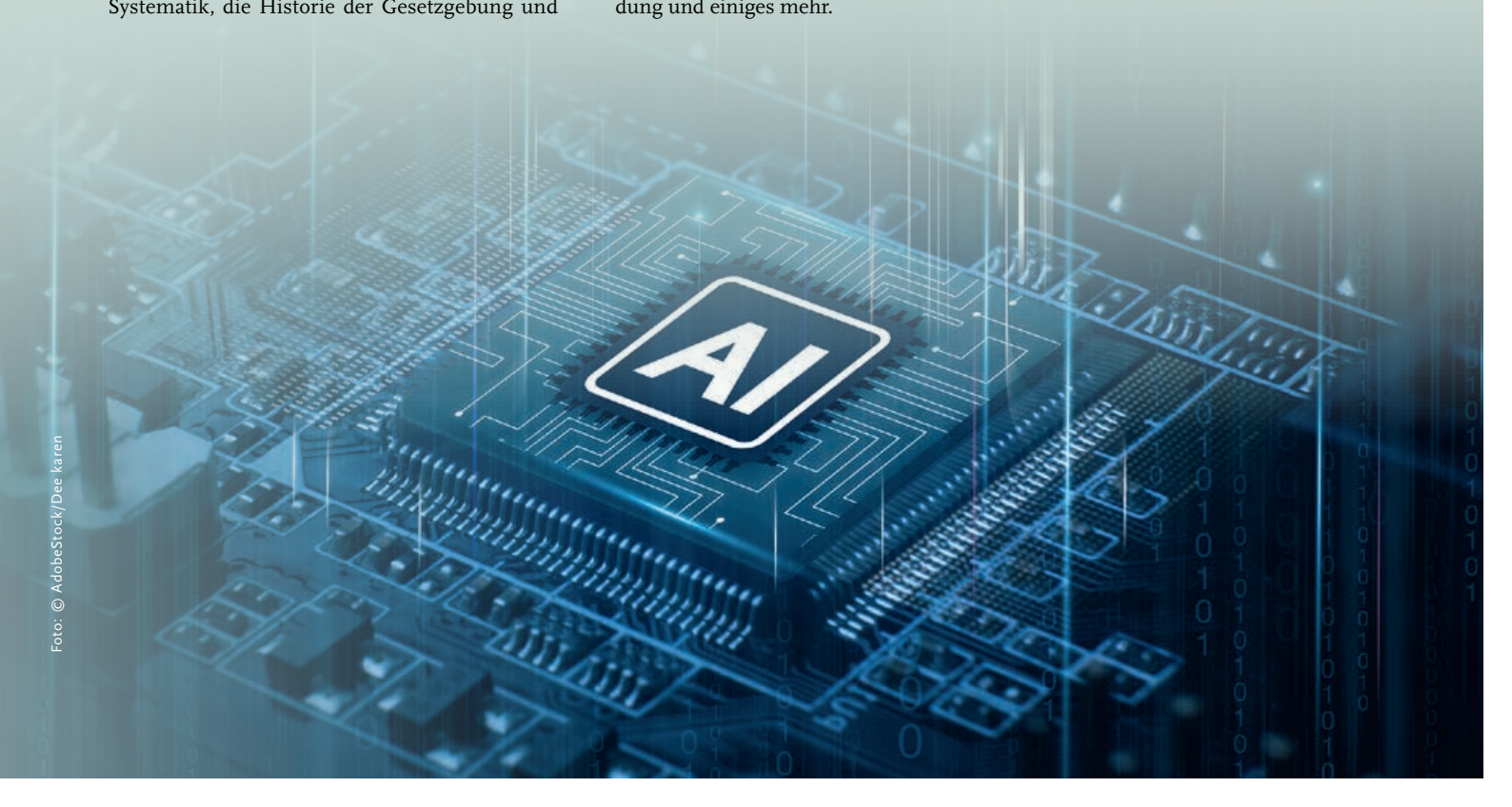
den eigentlichen Sinn und Zweck eines Gesetzes. Die Frage, mit der ich mich im Rahmen des BMI-Projekts konkret beschäftigt habe, lautet: Können wir diese althergebrachte Methodenlehre für KI-basierte Fallprüfung verwenden?

Zu welchem Schluss kommen Sie in Ihrem Gutachten für das BMI?

Wir brauchen eine ganz neue Methodenlehre für KI-basierte Rechtsprüfungen. Im Vergleich zur menschlichen Fallprüfung kommt die Künstliche Intelligenz zwar erstaunlich oft zu einem ähnlichen Output, der sich innerhalb unseres Vertretbarkeitskorridors bewegt. Aber der Weg dorthin ist ein anderer, schließlich greift eine lernbasierte KI auf stochastische Muster zurück, nimmt aber keine menschliche Wertung vor. Die hermeneutischen Schritte, die die herkömmliche Methodenlehre einhegen möchte, fallen weg. KI-basierte Fallprüfung unterscheidet sich von der menschlichen Rechtsanwendung, wenn wir uns die jeweils ablaufenden Prozesse zum Ergebnis hin ansehen. Dann brauchen wir auch eine andere Methodenlehre, die die spezifischen Abläufe der KI-Systeme in den Blick nimmt. Hier habe ich erste, mögliche Grundpfeiler aufgezeigt, darunter die Vollständigkeit des gepflegten Inputs, Vorgaben zur Datenqualität inklusive einer Bias-Kontrolle, die Nachvollziehbarkeit beziehungsweise Erklärbarkeit des Ergebnisses, die Notwendigkeit einer menschlichen Aufsicht und Letztentscheidung und einiges mehr.

”

Wir brauchen nach wie vor kompetente Juristinnen und Juristen, die die Ergebnisse der KI nicht einfach nur abnicken, denn das wäre auch verfassungsrechtlich hochproblematisch.





Präzise und personalisiert

Die Molekularbiologin Ghazaleh Madani will mit ihrem Unternehmen CanChip die Krebsforschung revolutionieren



ANTJE HORN-CONRAD

Im Januar erst erhielt sie den Guido-Reger-Gründungspreis der Universität Potsdam, dann wurde sie beim German Start-up Award 2025 zur „Newcomerin des Jahres“ gekürt: Ghazaleh Madani, Gründerin und CEO der Potsdamer CanChip GmbH. Die Molekularbiologin hat sich nichts Geringeres vorgenommen, als die Krebsforschung zu revolutionieren. „Es kann nicht sein, dass Menschen heute noch immer an einem Tumor sterben müssen“, sagt sie entrüstet und lässt keinen Zweifel daran, dass es schon bald wirksamere Therapien geben wird. Mit ihrem Unternehmen wird sie dazu beitragen.

Ghazaleh Madani stammt aus Isfahan, einer Stadt voll prächtiger Moscheen und Paläste, blühender Gärten und majestätischer Brücken, die den Zayandeh Rud überspannen. Die junge Iranerin vermisst ihre Heimat. „Das ist, wo ich geboren bin“, sagt sie mit offenem Blick, aufrecht in ihrem Bürostuhl sitzend, in einem sterilen Laborgebäude des Science Parks am Rande Potsdams. Sicher, sie könnte heimfahren. Und kann es doch nicht. „Es macht mich traurig. Ich will das nicht sehen“,

wehrt sie ab, zermürbt von den Reglementierungen des autoritären Regimes, das es Frauen fast unmöglich macht, ihren eigenen Weg zu gehen. „Dabei sind die meisten gut ausgebildet, gerade in der Wissenschaft: höchst qualifiziert.“

Musik oder Biologie?

Auch für Ghazalehs Eltern, die Mutter Lehrerin, der Vater in der Ölindustrie, war es völlig selbstverständlich, dass die Tochter studieren würde. Die einzige Frage, die sich stellte, hieß: Musik oder Biologie? Anderthalb Jahre hatte Ghazaleh darum kämpfen müssen, als Violinistin im Iran mit anderen Musikerinnen auf einer Bühne auftreten zu dürfen. Ein Kraftakt, den sie nicht dauerhaft durchstehen würde. So entschied sie sich für Biotechnologie und darin besonders für die Krebsforschung. Ein Onkel war erkrankt und später auch ihre Mutter. Sie wollte etwas tun.

Aber warum in Deutschland? Nach dem Bachelorstudium war Ghazaleh nach Potsdam gekommen, um hier an der Universität das internationale Masterprogramm Biochemie und Mole-

1

➔ **Zur CanChip GmbH**



kularbiologie zu absolvieren. Bei ihrer damaligen Professorin Katja Hanack, die eine Technologie zur Herstellung von Antikörpern entwickelt hatte, offenbarten sich ihr die Möglichkeiten angewandter Forschung. Und dann spielte der Zufall mit. In einer Online-Konferenz, in der sie ihre biotechnologischen Ideen für die Krebsforschung präsentierte, traf sie ihren Landsmann Dr. Omid Nejati, der in der Türkei an ähnlichen Themen arbeitete und 15 Jahre Erfahrung mitbrachte. Gemeinsam starteten sie durch. Und nutzten dabei das gründerfreundliche Umfeld von Universität und Science Park.

Das vierköpfige Team von CanChip entwickelt hochpräzise Tumor-on-a-Chip-Modelle, die gegenüber traditionellen Methoden wie 2D-Zellkulturen und Tierversuchen erhebliche Vorteile aufweisen. Komplexe tumorbiologische Prozesse werden hier in einem kontrollierten Mikroumfeld nachgebildet.

Weniger Nebenwirkungen, bessere Lebensqualität

Darin lässt sich die Wirksamkeit von Medikamenten unter Bedingungen testen, die den menschlichen Tumoren sehr nahekommen, sodass die Patienten daraufhin eine individuell angepasste und effektivere Chemotherapie erhalten können. „Die Nebenwirkungen lassen sich mit einem solch personalisierten Behandlungsansatz reduzieren. Die Lebensqualität der Patienten wird verbessert und ihre Belastung durch langwierige klinische Tests verringert sich“, ist Madani überzeugt.

Nicht zuletzt leistet die Tumor-on-a-Chip-Technologie einen wichtigen Beitrag zum Tierschutz, indem sie die hohe Anzahl der erforderlichen Tierversuche in der Krebsforschung deutlich herabsenkt. „Während meines Masterstudiums habe ich in einem Unternehmen gearbeitet, das an Ratten und Mäusen forschte. Das war schwer auszuhalten. Also suchte ich nach einer Alternative“, erklärt die Biotechnologin in korrektem, fast akzentfreiem Deutsch.

Die fremde Sprache hat Ghazaleh Madani während des Studiums beim Jobben in einem Café gelernt. „Ich bin sehr perfektionistisch, aber hier musste ich damit leben, Fehler zu machen. Auf diese Weise habe ich verstanden, dass es nicht sinnvoll ist, etwas nicht zu tun, weil es nicht perfekt sein könnte.“

Mutig anzufangen, etwas Neues zu probieren, Frustration auszuhalten – das hilft der Gründerin

nun auch bei der Leitung von CanChip. Doch die Hürden sind mitunter hoch: „Nur zwei Prozent aller Investitionen fließen in von Frauen geführte Unternehmen“, kritisiert sie und erklärt, dass hier nicht allein die Idee, sondern vor allem die Person zähle. Mit fachlicher Kompetenz und starken Argumenten war es ihr schließlich gelungen, einen Investor zu überzeugen. „Ohne meinen Freund, der sich als Deutscher hier im Wirtschaftsleben gut auskennt, hätte ich das wohl nicht geschafft“, sagt die Unternehmerin, die sich ein dichteres Netzwerk von Deep-Tech-Start-ups ihrer Branche wünscht. „Nicht zehn oder zwölf, sondern 50 bis 60 Mitglieder wären gut, um gemeinsam etwas zu erreichen.“ Noch zu oft fordern Bürokratie und Dokumentationspflichten, lange Bearbeitungszeiten und komplexe Standardisierungsprozesse ihre Geduld heraus. Zumal sie als Geschäftsführerin die nächsten Schritte bereits geplant hat. „Zwei weitere Labore sind reserviert. Wir haben Kapazitäten zu wachsen, wollen neue Kunden gewinnen und dafür Personal einstellen.“

Auch um Fachkräfte zu gewinnen, pflegt die Absolventin enge Kontakte mit ihrer Universität, will einen Workshop für Studierende anbieten und die neue Technologie vorstellen, für die das Patentverfahren läuft. Ihr strategisches Ziel ist klar formuliert: die Plattform weiterentwickeln und führender Anbieter werden, nicht nur in Deutschland, sondern international.



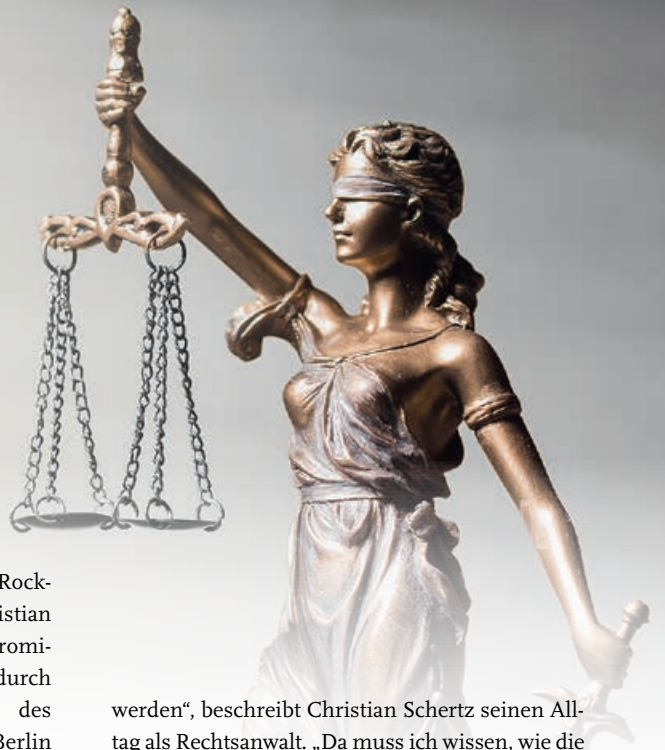
Ghazaleh Madani

studierte Biochemie und Molekularbiologie an der Universität Potsdam. 2025 wurde sie mit ihrem Start-up zur „Newcomerin des Jahres“ gewählt.

Effektivere Chemotherapie dank Tumor-on-a-Chip-Technologie



„ICH HABE JURA NICHT NUR FÜR DIE SCHÖNEN UND REICHEN STUDIERT“



ANWALT
CHRISTIAN
SCHERTZ
ÜBER SEINEN
ANSPRUCH
UND DIE
„GENERATION
TIKTOK“

Ob Künstler, Politiker oder Rockstars – Rechtsanwalt Christian Schertz hat zahlreiche Prominente vertreten und ist dadurch selbst zu einer Person des öffentlichen Interesses geworden. Der in Berlin geborene Jurist hat sich auf Meinungs- und Pressefreiheit spezialisiert, seit über 30 Jahren kämpft er für den Schutz der Persönlichkeitsrechte, wenn diese durch „mediale Verführungen“ bedroht sind. Waren zu Beginn seiner Tätigkeit als Anwalt in den 1990er Jahren vor allem die Prominenten davon betroffen, kann die Verletzung der persönlichen Ehre heutzutage jeden treffen – Internet und Sozialen Medien „sei dank“. Von seinen Erfahrungen können inzwischen auch Studierende profitieren, denn neben seiner Kanzlei nimmt Prof. Dr. Christian Schertz seit 2020 an der Juristischen Fakultät einen Lehrauftrag wahr.

Die große Kanzlei in einem repräsentativen Altbau am Kurfürstendamm wirkt hell und aufgeräumt. Kunst und Bücher an den Wänden. Im Regal hinter dem Schreibtisch steht eine Erstausgabe von Heinrich Bölls „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ – so als wäre der Kern der Erzählung sein immerwährender Auftrag: „Es geht um eine Frau, die von einer Boulevard-Zeitung an den Pranger gestellt wurde.“ Der Autor beschreibt die Methoden der BILD-Zeitung in den 1970er Jahren, obwohl sie in dem Roman anders heißt. „Das hat mich früh geprägt“, sagt Christian Schertz. „Und solche Fälle gibt es noch heute.“ Der gebürtige Berliner stammt aus einer Juristenfamilie. Sein Vater Georg Schertz war Richter und Polizeipräsident von Berlin, sein Bruder Matthias ist Vorsitzender Richter am Landgericht Berlin.

Veränderte Mediennutzung

„Ich vertrete häufig auch junge Menschen, die durch einen Schicksalsschlag oder ein anderes Ereignis plötzlich in die Öffentlichkeit gezerrt

werden“, beschreibt Christian Schertz seinen Alltag als Rechtsanwalt. „Da muss ich wissen, wie die Generation tickt. Warum posten sie private Fotos, Storys auf Instagram oder TikTok? Die Mediennutzung hat sich komplett verändert“, weiß der Jurist. Die unter 30-Jährigen gucken kein lineares Fernsehen mehr, sie lesen auch keine gedruckte Zeitung. „Ich habe zwar nach wie vor klassische Fälle mit großen Verlagshäusern wie Springer oder Bauer. Auch mit Fernsehsendern habe ich weiterhin zu tun. Doch Plattformen und das Internet nehmen immer mehr Raum ein.“ Dieser Trend kompliziert den Kampf für den Persönlichkeitsschutz. „Verantwortlichkeiten sind schwer zu greifen“, erläutert Schertz. „Verletzungen von Persönlichkeitsrechten lassen sich kaum nachvollziehen, wenn Webseiten im Ausland liegen oder die Haftung der Plattformen nicht klar geregelt ist“, argumentiert der Anwalt, der die Plattformbetreiber stärker in die Pflicht nehmen will. „Früher hatte ich eine Zeitung mit Impressum oder einen Fernsehsender mit einem Programmverantwortlichen, den ich dann auch verklagen konnte. Das ist heute nicht mehr so!“

Wenn er nicht als Anwalt unterwegs ist, unterrichtet Prof. Dr. Christian Schertz Studierende. „Es gibt kein Semester, in dem ich nicht im Hörsaal stehe“ – zunächst als Lehrbeauftragter an der Humboldt-Universität zu Berlin, dann als Honorarprofessor an der TU Dresden und seit einigen Jahren an der Juristischen Fakultät in Potsdam. Auch veröffentlicht er Aufsätze in Fachzeitschriften und ist Mitherausgeber eines juristischen Standardwerks zum Persönlichkeitsrecht. „Die Idee dahinter hat mich schon immer interessiert“, sagt er. „Warum gibt es ein allgemeines Persönlichkeitsrecht? Wie ist es entstanden und rechtsphilosophisch einzuordnen?“ Im Ergebnis



DR. SILKE ENGEL

geht es um Selbstbestimmung und die Menschenwürde. Diese Fragen treiben Christian Schertz bis heute um. „Es war sehr hilfreich, wissenschaftlich durchdrungen zu haben, was jeden Tag im Gericht verhandelt wird“, resümiert er. Doch auch anders herum passt der Transfer: „Jura ist das pralle Leben, das lässt sich den Studierenden aus der Praxis heraus gut vermitteln – natürlich mit wissenschaftlicher Aufhängung. Beide Arbeitswelten – die Tätigkeit als Anwalt und die Lehre an der Universität – ergänzen sich hervorragend“, so der in Moabit und Nikolassee aufgewachsene Berliner.

Seit jeher mit Potsdam verbunden

Christian Schertz wollte an den „Geist von Babelsberg anknüpfen“ und hat gemeinsam mit den Kollegen Prof. Dr. Marcus Schladebach und Prof. Dr. Christoph Wagner das Medienrecht an der Universität Potsdam zum „größten Schwerpunkt dieser Art in Deutschland“ ausgebaut. „Erstens lebe ich in Potsdam, zweitens liebe ich die Stadt und drittens gehören Film, Fernsehen, Unterhaltung einfach zu Babelsberg dazu“, fasst der Honorarprofessor seine Motivation zusammen. 2005 hat er zusammen mit Simon Bergmann die Kanzlei am Ku'damm gegründet. Inzwischen gibt es kaum eine mediale Krisenlage in Deutschland, in der ihre Expertise nicht gefragt ist. „Aufgrund unserer Spezialisierung sind wir sicherlich führend auf dem Gebiet. Auch das Thema der sogenannten Verdachtsberichterstattung geht durch die Decke“, berichtet der Jurist. Gemeint ist die Frage, wann über einen Verdacht, einen Vorwurf gegenüber Menschen berichtet werden darf. „Die Folgen für die Betroffenen, die öffentlich an den Pranger gestellt werden, sind nicht selten eine endgültige Stigmatisierung“, hat der Anwalt erfahren und stellt fest: „Die Unschuldsvermutung wird durch die Medien faktisch außer Kraft gesetzt.“

Schertz beklagt die Empörung in der medialen Berichterstattung. „Galt früher noch das Wort von Hans Joachim Friedrichs, sich als Journalist mit keiner Sache gemein zu machen – auch nicht mit einer guten –, will der Journalismus heute oftmals die Welt besser machen. „Das Missionieren tut der öffentlichen Debatte nicht gut“, meint Schertz. „Haltungsjournalismus führt zu Aggressionen und überhitzten Debatten. Das hat sich in den vergangenen 40 Jahren verändert.“ Der Rechtsanwalt Christian Schertz hat sich dem angepasst. Medien oder große Verlagshäuser vertritt er nicht mehr. „Ich habe Jura nicht nur für die Schönen und Reichen studiert, sondern möchte vor allem

ganz normalen Menschen helfen, die zufällig in die Schlagzeilen geraten. Wenn Eltern das eigene Kind, das sie auf tragische Weise verloren haben, auf der Titelseite einer Boulevardzeitung sehen, sind die psychischen Folgen verheerend“, erklärt Schertz. In der Forschung ist vom „Medienopfer-Syndrom“ die Rede. „Hier liegt mein Antrieb, es ist eine humanistische Grundgesinnung. Der Mensch ist das Maß aller Dinge“, bringt er es auf den Punkt. „Für alles gibt es eine Lobby – Autos, Versicherungen – nur der Mensch hat keine.“

Für Selbstbeweihräucherung bleibt keine Zeit

Mit Etiketten wie „Star-“ oder „Promi-Anwalt“ kann Christian Schertz nichts anfangen. „Doch natürlich guckt man auch mit einem gewissen Stolz auf das, was man geschaffen hat. So finde ich auch in rechtspolitischen Debatten immer wieder mal Gehör“, sagt er. „Doch das habe ich mir als Anwalt erarbeitet. Es gibt sicherlich auch Leute, die sagen, ich sei arrogant, wenn sie mich im Gericht erleben. Dabei geht es mir offen gesagt im Ergebnis nur um die effektive und nachhaltige Interessenvertretung für den Mandanten. Das mag anders wahrgenommen werden. Mein Terminkalender ist darüber hinaus so voll, dass für Selbstbeweihräucherung keine Zeit bleibt.“ Interviews zu gesellschaftlich relevanten Themen haben den Berliner in den vergangenen Jahren im öffentlichen Diskurs sichtbar gemacht, er wird auf der Straße oder im Flugzeug erkannt. Sein Ziel ist es, genauso weiterzumachen, die Symbiose aus Anwaltstätigkeit und akademischer Lehre fortzuführen. „Wir Freiberufler können ja selbst entscheiden, wann wir in Rente gehen. Und ich finde nach wie vor nichts spannender, als mich jeden Tag mit einem Fall auseinanderzusetzen“, so Christian Schertz. „Da werden die Synapsen weiter trainiert.“

An der Universität Potsdam möchte der Honorarprofessor die Studierenden motivieren durchzuhalten. „Übt die freie Rede, übt das Gespräch“, regt er in Seminaren immer wieder an. Denn später im Beruf – egal ob als Anwalt oder Richter – kommt es zu 90 Prozent auf das gesprochene Wort an.“ Sein Vorbild damals als junger Student war Professorin Jutta Limbach – von 1994 bis 2002 Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts. „Ihr Satz, dass der Volkszorn keine Maßgabe im Recht sein könne, begleitet mich bis heute. Und deswegen sehe ich mich auch in der Pflicht, Wissen und Erfahrungen an die nächsten Generationen weiterzugeben.“

”

Haltungsjournalismus führt zu Aggressionen und überhitzten Debatten. Das hat sich in den vergangenen 40 Jahren verändert.



Christian Schertz
ist Rechtsanwalt und seit 2022 Honorarprofessor an der Juristischen Fakultät der Universität Potsdam.



„Die größte Freude ist es, sich selbst neu zu entdecken“

MARIE MOUROUM
IST INTERNATIONAL
ERFOLGREICHE STUNTFRAU
UND ABSOLVENTIN
DER UNI POTSDAM



SARAH-MADELEINE AUST

Vom Karatetraining in Berlin als Kampfkunst-Weltmeisterin ans Filmset nach New York, vom Hörsaal in Potsdam zum Stunt Dreh nach Hollywood, vom Tanztraining in einem TV-Studio in Köln zurück nach Berlin: Marie Mouroum ist in der Welt zu Hause und gern in Bewegung. Die international erfolgreiche Stuntfrau und Schauspieler, die an der Universität Potsdam studiert hat, verkörpert wohl das, was gemeinhin eine „Powerfrau“ genannt wird. Und doch tritt Marie Mouroum mit Blick auf die

eigenen Fähigkeiten und Erfolge bodenständig und fast bescheiden auf. Sie vermittelt eine Energie, die sich wie ein roter Faden durch ihr Leben zieht und sehr kontrolliert zum Einsatz kommt – durch mentale Stärke, Charisma und Durchhaltevermögen. Da erstaunt es kaum, mit welcher Leichtigkeit sie teils extrem komplexe Stuntperformances in ihren Filmen meistert. Und es fällt leicht, sich Marie Mouroum als gesellige Kommilitonin vorzustellen, als sie noch mitten in ihrem Studium der Sporttherapie und Prävention an der Uni Potsdam steckt. „Obwohl es schon so lange

Foto: © Delia Baum

her ist: Die Uni bleibt in mir“, stellt Marie Mouroum lächelnd fest, als sie an diese intensive Zeit zurückdenkt.

Ein Stunt zwischen Filmset und Hörsaal

Seit ihrem Abschluss 2017 ist eine Menge passiert, doch die Erinnerungen sind noch sehr lebendig: an den wunderschönen Campus Am Neuen Palais, die Stunden der Trainingseinheiten am Luftschiffhafen. Und vor allem an den intensiven Sporttest, den sie bestehen musste, um hier studieren zu können. „Das war verdammt hart“, lacht Mouroum, „aber irgendwie habe ich das dann doch geschafft.“ Während ein Studium für viele der Beginn der Karriereplanung ist, steckte Marie Mouroum bereits mittendrin: Im Alter von 15 Jahren hatte sie den Weltmeistertitel in der indonesischen Kampfkunst Pencak Silat gewonnen und 2007 als Statistin am Set des Films „Ninja Assassin“ den Fuß in die Filmwelt gesetzt. Es folgten viele Projekte, etwa als Double für Halle Berry in „Cloud Atlas“ oder als Schauspielerin in dem Film „Black Panther“, mit dem sie endgültig den Durchbruch schaffte. Mit Queen Latifah hat Mouroum selbst ein großes Vorbild, die beiden stehen sich auch durch die gemeinsame Arbeit in der Serie „The Equalizer“ nah.

Keine Zeit für Alltag

In diese aufstrebende Karriere noch ein Studium „einzubauen“, war vor allem eine Vernunftentscheidung, zu der ihre Mutter ihr geraten hatte. Und die hat sie bis heute nicht bereut – obwohl sie dafür auch große Projekte absagen musste. Ein Balanceakt, denn sowohl die aktive Karriere als auch der erfolgreiche Abschluss lagen der ehemaligen Studentin am Herzen. „Oft bin ich zwischen Vorlesung und Flughafen hin und her getingelt. Das war sehr kräftezehrend.“ Trotzdem profitiert sie von allem, was sie in Potsdam gelernt hat, selbst wenn sie nicht aktiv in dem Bereich arbeitet. Das Studium habe ihr geholfen, das Leben zu strukturieren: wie man sich organisiert, wie man Dinge angeht – und dass vieles einfach Zeit braucht, damit es wirklich gut wird. Etwa das wissenschaftliche Arbeiten mit echter Qualität dahinter. „Das hat mir etwas fürs Leben gebracht! Außerdem hatte ich viele Verletzungen als Stuntfrau und kenne meinen Körper durch das Studium – das Wissen um die Muskulatur, Knochen und Sehnen – einfach besser“, erklärt Marie Mouroum, die als einzige ihres Jahrgangs

als Stuntperformerin arbeitet. In dieser Funktion geht es auch darum, sich aktiv in eine Rolle zu begeben und diese gut spielen zu können. Zudem trainiert sie die Schauspielerin intensiv für die entsprechende Szene und nimmt auch am Set eine beratende Rolle ein. Der Weg von der Stuntfrau zur Schauspielerin ist damit nicht unbedingt vorgegeben – Marie Mouroum ging ihn 2024 dennoch und bewies in ihrer ersten Hauptrolle in dem deutschen Netflix-Actionfilm „60 Minuten“ ihr Talent.

Was es im Leben von Marie Mouroum nicht gibt, ist Alltag: Jedes Projekt diktiert ihr einen neuen Rhythmus. Fünf Jahre hat sie in New York gedreht und gelebt, ist danach direkt nach Köln geflogen, um bei der „Let's Dance“-Staffel 2025 mitzumachen, und kommt gerade wieder „neu“ in der alten Heimat an. Wohin es sie treibt, ist offen. Doch hinter allen Projekten steckt stets eine Zielstrebigkeit, die nicht von Zufällen geleitet ist. Marie Mouroum hat eine Vorstellung von ihrem Leben und bleibt dabei stets offen für Neues und die Vielfalt, die es bereithält. „Vor ‚Let's Dance‘ wusste ich ja auch nicht, dass ich Tanzen kann“, lacht sie und betont, wie viel Freude ihr auch diese Zeit am Set und die Zusammenarbeit mit den anderen Kandidaten bereitet haben. Wohin soll es also noch gehen? „Ich fühle mich sehr angekommen. Ich habe große und kleine Filme gedreht, das ganze Spektrum mitgenommen. Heute mache ich nur noch Sachen, die mir Spaß machen. Ob es ein Erfolg wird oder nicht, ist dann erst einmal egal. Die größte Freude ist es, sich selbst neu zu entdecken. Das ist das, was das Leben für mich so spannend macht.“

”

Ich kenne meinen Körper durch das Studium – das Wissen um die Muskulatur, Knochen und Sehnen – einfach besser.

Marie Mouroum studierte Sporttherapie und Prävention an der Universität Potsdam. Heute arbeitet sie als Stuntfrau und Schauspielerin.





„Aus Religion können wir Sinn, Selbstwert und Hoffnung schöpfen“

Die Psychologin Nina Burau über Spiritualität und mentale Gesundheit



DR. JANA SCHOLZ

Der Glaube kann Berge versetzen, so lautet ein altes Sprichwort. Doch sind gläubige Menschen tatsächlich eher in der Lage, Herausforderungen zu bewältigen?

Und wie beeinflusst die Spiritualität das Denken, Fühlen und Handeln? Antworten auf Fragen wie diese sucht die Religionspsychologie. Nina Burau ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Differentielle Psychologie und Diagnostik der Universität Potsdam und forscht auf diesem in Deutschland noch wenig beachteten Gebiet. Im Interview erläutert sie, wie Spiritualität und Psyche zusammenhängen.

Wie steht es um die mentale Gesundheit religiöser Menschen – bietet der Glaube tatsächlich Schutz in Krisenzeiten, wie das Sprichwort besagt?

Aus der Studienlage heraus ist diese Frage nicht eindeutig zu beantworten, hier bräuchte es noch mehr Forschung. Es gibt aber viele Hinweise

darauf, dass der Glaube ein positiver Aspekt für die mentale Gesundheit sein kann. Eine Längsschnittdatenstudie etwa hat herausgefunden, dass Religiosität im Elternhaus die Menschen über die Lebenszeit positiv beeinflussen kann. Viele Menschen, die religiös aufgewachsen sind, „blühen“ im Laufe ihres Lebens auf emotionaler, sozialer und psychologischer Ebene auf. Dieser Zusammenhang blieb aber nur bestehen, wenn die Beziehung zur Mutter positiv und von Wärme geprägt war.

Eine Metaanalyse für den deutschsprachigen Raum hat dagegen nur einen sehr kleinen positiven Zusammenhang von Religiosität beziehungsweise Spiritualität und psychischer Gesundheit gefunden. Hier wurde vor allem deutlich, dass die religiöse Bewältigung von Situationen, das sogenannte „Religious Coping“ entscheidend ist. Wenn sich religiöse Menschen zum Beispiel selbst die Schuld für einen Schicksalsschlag geben oder diesen im Zusammenhang mit einer Sünde sehen, beeinträchtigt das eher ihre psychische Gesundheit. Ähnlich ist es, wenn sie Gott

weniger als liebendes Gegenüber, sondern vielmehr als streng und strafend empfinden.

Heißt das, dass sich religiöse Menschen darin unterscheiden, wie sie Herausforderungen bewältigen?

In der Religionspsychologie spricht man von verschiedenen religiösen Stilen, sogenannten „Religious Styles“. Dieser Ansatz geht davon aus, dass die Bindung zu Gott im Prinzip wie die zu anderen Bezugspersonen funktioniert. Beim kollaborativen Stil habe ich den Eindruck, dass ich an meiner Lage etwas ändern kann. Menschen mit diesem Stil bauen darauf, dass Gott ihnen bei ihren Bemühungen zur Seite steht. Beim selbstdirektiven Stil gehen Gläubige davon aus, dass sie sich nur selbst helfen können. Und Menschen mit einem delegierenden Stil erleben sich als ohnmächtig einer Situation gegenüber: Nur Gott kann es „richten“. Dies mag etwa im Angesicht einer unheilbaren Krankheit etwas Tröstliches haben. Wenn ich aber eine konkrete Entscheidung treffen will, ist es nicht hilfreich zu denken, dass ich nichts ausrichten kann. Der kollaborative Stil ist daher für Menschen psychisch am dienlichsten, denn er stärkt den Selbstwert; sie erleben sich als selbstwirksam. Eine „gelernte Hilflosigkeit“ dagegen kennen wir auch von Menschen mit Depression, die eine große Ohnmacht empfinden und nicht den Eindruck haben, dass sie eine Situation kontrollieren könnten.

Gläubig zu sein ist heute keine Selbstverständlichkeit mehr. Oft sind religiöse Menschen mit Vorbehalten oder Argwohn konfrontiert. Was macht das mit ihnen?

Sehr religiöse Menschen, gleich ob christlich oder muslimisch, wirken laut einer Untersuchung auf andere eher unsympathisch. Heute ist die Religion eine Privatsache, die eher nicht nach außen getragen werden soll. Dem „Religionsmonitor 2023“ zufolge finden 40 Prozent der Menschen in Deutschland, dass sie nicht mehr in unsere Zeit passe. Zugleich sind Antisemitismus und anti-muslimischer Rassismus in Deutschland recht weit verbreitet. Diskriminierung gibt es ganz klar bei jüdischer und muslimischer Religiosität, dies wird in Studien regelmäßig gefunden. Hier verschränken sich oftmals Aversionen gegenüber der Religion mit Vorbehalten gegenüber einer möglichen Migrationsgeschichte, es geht also um intersektionale Diskriminierung.

Über Vorurteile gegenüber Christ*innen wurde noch nicht viel geforscht. Bekannt ist aber, dass sie vor allem im akademischen Milieu verbreitet sind, wenn zum Beispiel christliche Hochschulguppen vom hochschulinternen „Markt der Möglichkeiten“ ausgeschlossen werden. Diese Einstellung findet sich manchmal auch in Kitas, wenn Eltern möchten, dass das „Sankt-Martins-Fest“ künftig „Laternenfest“ heißt. Die Soziologin Dr. Yasemin El-Menouar hat hier die Frage gestellt: Heißt Religionsfreiheit, dass unser Leben von Religion „befreit“ ist oder dass wir frei sind, unsere Religiosität auszuleben? Ein Weg könnte sein, dass wir die Vielfalt von Spiritualität im Alltag zulassen – es also zum Beispiel unterschiedliche religiöse Bräuche und Feste in einer Kita gibt.

Viele religiöse Menschen erleben Glaubenskrisen. Ist dann die psychische Krise vorprogrammiert?

„Religious Struggles“ sind kulturübergreifend und interreligiös sehr gut erforscht. Sie können mit Angst, Depressionen, zwanghaften Gedanken und sogar einer erhöhten Suizidalität einhergehen. Diese Krisen können sich auf Gott beziehen oder auf das Gefühl, moralisch nicht zu genügen. Es kann um Angst vor bösen Mächten gehen oder Konflikte innerhalb der religiösen Gemeinschaft. Sie bieten aber auch das Potenzial für spirituelles Wachstum. Die Forschung zeigt, dass es helfen kann, die Krise zu akzeptieren oder einen Sinn darin zu finden. Etwas Ähnliches beobachten wir in der klinischen Psychotherapie: Wenn es gelingt, Krisen in die eigene Biografie zu integrieren, wenn sie „Sinn“ ergeben, fördert das die mentale Gesundheit.

Glaube, Liebe, Hoffnung: Gibt es Werte, die uns guttun, ob wir religiös sind oder nicht?

Ich finde den Gedanken schön, dass wir Menschen die existenziellen Fragen und Herausforderungen gemeinsam haben. Wir machen alle die Erfahrung, dass nicht jedes Problem lösbar ist, es nicht auf jede Frage eine Antwort gibt. Die existenzielle Psychotherapie verfolgt den Ansatz, dass es Leid hervorrufen kann, wenn wir uns dieser grundlegenden Erfahrung nicht stellen. Religion ist eine der Möglichkeiten, damit umzugehen. Wir können aus ihr Sinn, Selbstwert und Hoffnung schöpfen. Wenn wir sie als eine Ausprägung menschlicher Vielfalt betrachten, macht uns das sensibel für ihre kulturelle Komponente.



Wenn es gelingt, Krisen in die eigene Biografie zu integrieren, wenn sie „Sinn“ ergeben, fördert das die mentale Gesundheit.



Nina Burau
ist seit 2024
wissenschaftliche
Mitarbeiterin an der
Professur für Differentielle
Psychologie und Diagnostik
der Universität Potsdam.

Sinnvoll vererben – aber wie?

Der Stifter und Osteuropa-Experte Jürgen Lewerenz hat die Uni Potsdam als Alleinerbin eingesetzt



MORITZ JACOBI

Beim Blick ins Testament schließt sich für Jürgen Lewerenz auf gewisse Art ein Kreis. Denn der in Königsberg geborene Pensionär hat die Universität Potsdam auf ganz besondere Weise als Erbin bedacht: Aus seinem Nachlass sollen Forschung, Wissenschaft und Bildung rund um Osteuropa gefördert werden. Zu diesem Zweck frisch aus der Taufe gehoben: die „Potsdam-Stiftung für Wirtschaftsdemokratie in Osteuropa“.

„Nur wenige Menschen wissen, dass nicht nur Privatpersonen oder Organisationen, sondern auch eine Universität in einem Testament bedacht werden kann“, sagt Karina Jung, Referentin für Friend- und Fundraising. „So besteht die Möglichkeit, die Universität Potsdam als Erbin

oder Miterbin einzusetzen – mit allen damit verbundenen Rechten und Pflichten. Alternativ kann ein Vermächtnis festgelegt werden, durch das der Universität bestimmte Vermögenswerte, etwa eine Geldsumme, übertragen wird.“

Ein dritter Weg sei die Gründung einer eigenen Stiftung, die unter dem Dach der Universität verwaltet wird. Diesen Weg ist Jürgen Lewerenz gegangen. Dabei ist er weder Absolvent noch war er beruflich mit der Uni verbandelt oder hat familiäre Bezüge zur Universität. Vielmehr führte ein Zufall den Stifter und die Hochschule zusammen.

Eine Uni mit Osterfahrung

„Mein Freund Manfred Nitsch, den ich seit über 60 Jahren kenne, hat mich auf einen Beitrag in

„

Unser Osteuropa-Bild ist seit dem Ersten Weltkrieg pervertiert. Dabei haben wir an Osteuropa bis heute eine große Schuld abzutragen.



der Zeitung aufmerksam gemacht“, erinnert sich der 89-Jährige. Darin beschrieben: die Denkfabrik „Translating EVROPA“, die im Format des Deutschlandstipendiums speziell der Erforschung Osteuropas und des postsowjetischen Raums gewidmet ist. Eine Herzensangelegenheit für Jürgen Lewerenz, und das nicht nur aufgrund seiner Kindheit im damaligen Ostpreußen.

„Unser Osteuropa-Bild ist seit dem Ersten Weltkrieg pervertiert“, sagt der Wirtschaftsexperte, der sich mit der Geschichte von Genossenschaften vertieft befasst hat. „Dabei haben wir an Osteuropa bis heute eine große Schuld abzutragen. In der Auslandstätigkeit der Stiftungen und Genossenschaften, die aus dem großen Kapital der deutschen Wirtschaft hervorgegangen sind, kommt Osteuropa praktisch überhaupt nicht vor.“

Da passt die Osteuropa-Expertise an der Uni Potsdam zu Lewerenz' Suche nach einer gemeinnützigen Verwendung seines Erbes wie die sprichwörtliche Faust aufs Auge. Schließlich hat er immer wieder zur Wirtschaftsgeschichte des baltischen und slawischen Raums recherchiert und geforscht. Einer Geschichte, in der er selbst eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat.

Prägende Jahre nach der estnischen Unabhängigkeit

Viele Stationen kennzeichnen den Lebensweg des Stifters. Von der Bundesbank wechselte er ins Entwicklungshilfe-Ministerium und arbeitete zunächst in Bonn und später etwa 25 Jahre lang im globalen Süden: als Doktorand in Chile in den 1960er Jahren, als Berater für Genossenschaften in Kolumbien, als Entwicklungshilferreferent der deutschen Botschaft in Peru, später auch in Bangladesch. Nach dem Mauerfall trat Lewerenz – damals schon über 60 Jahre alt – im Anschluss an ein Jahr in Brüssel eine Stelle als EU-Berater im Baltikum an. Dort half er von 1992 bis 1993 der Zentralbank Estlands bei der Abkehr vom Rubel und dem Aufbau eines nationalen Währungssystems.

„Estland hatte damals keine eigene Geldproduktion, weil das Bargeld aus Sowjetrußland gekommen war“, sagt der gelernte Bankkaufmann mit Jura-Examen und Qualifizierung für den „Höheren Dienst“ in der Bundesbank. Zur Einführung der estnischen Krone nahm er kurzerhand die erfolgreiche D-Mark-Einführung in der Bundesrepublik zum Vorbild. Auf dem holprigen Weg in die Marktwirtschaft erlebte auch Estland so manche Räuberpistole, die der Bezeichnung „wilder Osten“ durchaus gerecht wurde.



Der in Königsberg geborene Jürgen Lewerenz will sein Erbe einsetzen, um Forschung, Wissenschaft und Bildung rund um Osteuropa zu fördern.

Für Jürgen Lewerenz sind es zwei kurze, aber prägende Jahre. Schon damals stößt er in Tartu auf Archivunterlagen über genossenschaftliche Strukturen zu vorsowjetischer Zeit. Ein Thema, das ihn seither nicht mehr loslässt. „Oft werden Genossenschaften als Alternative zum Kapitalismus missverstanden. Aber das Gegenteil ist der Fall: Auch Genossenschaften sind marktwirtschaftliche Organisationen.“ Nur eben in Bürgerhand, und darin sieht Jürgen Lewerenz ihr Potenzial für Demokratisierung in der Wirtschaft.

Bereits seit einigen Jahren unterstützt der Potsdamer über die „Stiftung Livländische Gemeinnützige“ die wirtschaftshistorische Erforschung des osteuropäischen Genossenschaftswesens vor der Sowjetherrschaft an der Uni Potsdam. Nach seinem Tod wird sein Privatvermögen – in Summe etwa eine halbe Million Euro – an die neue Treuhandstiftung übergehen. Auch sein Weggefährte Manfred Nitsch will Vermögen darin einbringen.

Beide Stifter bilden gemeinsam mit zwei Angehörigen der Universität und einem Mitglied der Universitätsgesellschaft Potsdam e.V. den Stiftungsrat der neuen „Potsdam-Stiftung“. Deren Zweck kann beispielsweise durch Stipendien, Seminare, Rechercheprojekte und Vorhaben zur Stärkung der Wirtschaftsdemokratie in Osteuropa verwirklicht werden: Konferenzen, Datenbanken mit historischem Schwerpunkt, Dokumentationen zu Familiengeschichten, Forschungsarbeiten oder auch Partnerschaften mit anderen Universitäten.

Noch können Nitsch und Lewerenz im Stiftungsrat die ersten Gehversuche ihrer gemeinnützigen Organisation begleiten. Wer sich eines Tages, also nach ihrem Ableben, als Vorsitzender des Stiftungsrats um all das kümmern wird? „Die Uni muss in diese Rolle reinwachsen“, sagt Jürgen Lewerenz und ist sicher, dass sein Anliegen und sein Erbe bei der Universität Potsdam in guten Händen sind.

➤ Weitere Informationen zum Friend- & Fundraising an der Universität Potsdam



IT-SUPPORT MIT HERZ



SARAH-MADELEINE AUST

Zum Jahresende 2025 könnte sich der Arbeitsalltag für Hagan Max Schneider einmal mehr ändern. Dann endet seine Ausbildung zum Fachinformatiker für Systemintegration an der Universität Potsdam, die er aufgrund seiner guten Leistungen vorzeitig abschließen kann. Wie es dann weitergeht, wird sich zeigen. Doch nach all den Einblicken, die der Auszubildende inzwischen erhalten hat, sagt er ganz deutlich: „Hier habe ich meinen Traumjob gefunden – und es wäre klasse, wenn ich ihn auch in Zukunft an der Uni Potsdam machen könnte.“ Hagan Max Schneider ist seit 2023 in den verschiedenen Teams im Zentrum für Informationstechnologie und Medienmanagement (ZIM) tätig gewesen. Ein „typischer Arbeitstag“ sah für ihn mit jedem Teamwechsel anders aus – doch „das tägliche Brot ist es eigentlich überall, den Mitarbeitenden der Uni zu helfen. Meistens bei technischen Fragen“, erklärt Schneider. In vielen Fällen konnte er bereits mit reichlich Vorwissen loslegen und direkt unterstützen. Die Vielfalt der Aufgaben in den Teams reizt Hagan Max Schneider besonders an seiner Arbeit. Im Team für Support und Servicedesign ist er einer der zentralen Ansprechpartner für alle Fragen rund um die Angebote des ZIM.



8:00 UHR

Sein Arbeitstag startet meistens im Büro, wo er sich regelmäßig mit dem Team austauscht. Ohne „Tickets“ läuft nichts im ZIM. So ist der Blick in das System, in dem Anfragen der Kunden – also der Mitarbeitenden der Uni Potsdam – gesammelt werden, die erste Amtshandlung des Tages. „Jede Anfrage landet quasi erst einmal in einem großen virtuellen Trichter und wird dort gefiltert, also je nach Themengebiet bearbeitet. Das sieht zwar aus wie Wikipedia vor der Jahrtausendwende, funktioniert aber super. Hier schaue ich jeden Tag mehrmals rein.“ Je nach Anfragevolumen plant und strukturiert Hagan Max Schneider anschließend seinen Tag und erstellt sich dafür einen eigenen Plan mit To-do-Liste, die er am liebsten ganz „analog“ abhakt. „Tatsächlich halte ich viele meiner Aufgaben gern handschriftlich fest – so merke ich sie mir am besten, trotz aller sonstigen digitalen Tools, die ich täglich nutze. Meine Lernmittel sind zu 99 Prozent Karteikarten.“



10:00 UHR

Den Vormittag über ist das Team oft dort im Einsatz, wo gerade irgendetwas nicht mehr richtig funktioniert oder neu eingerichtet werden muss. Freundlich, aufmerksam und fleißig unterstützt der Auszubildende das Team dabei und lässt sich auch von vermeintlich „langweiligen“ Routinejobs nicht die Laune verderben. Eine klassische Aufgabe ist es, PCs und Laptops einzurichten und Termine für ihre Abholung und den Aufbau





zu vereinbaren. Muss einmal ein Dutzend neue Rechner eingerichtet werden, stehen diese fein säuberlich aufgereiht und werden im routinierten Durchlauf geupdatet. „Eigentlich ist es immer so, dass irgendwo ein Laptop steht, der gerade eingerichtet wird. Zum Teil müssen wir sie dann richtig auseinandernehmen. Das ist auch mal ganz praktische Arbeit, die für Abwechslung sorgt.“



12:00 UHR

Der kollegiale Austausch hat im Team einen großen Stellenwert, wozu das Mittagessen, aber auch ein gemeinsames Frühstück zum Ende jeder Woche gehören. In der zweiten Tageshälfte ist Hagan Max Schneider oft auf Support-Tour oder hilft der „Laufkundschaft“. Nicht selten steht jemand spontan in der Tür, hat eine Frage oder ein dringendes Anliegen. „Manchmal stellen wir vor Ort fest, dass nur ein Stecker nicht dort ist, wo er sein sollte. Dann ist die Lösung natürlich schnell und einfach“, sagt Schneider und lächelt. Das Wichtigste ist stets, den reibungslosen Ablauf des Uni-Alltags sicherzustellen. Daran hängen diverse Systeme wie Outlook, VPN oder Fileboxen, für die er Anleitung

gen erstellt oder per E-Mail, Zoom, telefonisch oder vor Ort Hilfestellung gibt, wenn es mal irgendwo „klemmt“.



14:00 UHR

Obwohl Hagan Max Schneider noch Auszubildender ist, darf er ein zentrales System als Administrator betreuen: den Baramundi-Kiosk. Mit Hilfe dieses Tools wird die gesamte Software auf den PCs der Zentralen Verwaltung gemanagt. So startet Hagan Max Schneider beispielsweise per Fernzugriff ein Update auf einem anderen Rechner, überwacht seinen Verlauf und erfolgreichen Abschluss. „Ich bin ein fleißiger Mensch, bereite gern vor und nach. Da genieße



ich großes Vertrauen, weswegen ich viel eigenständig arbeiten darf und kann“, erklärt er. Oft steht auch noch die Arbeit an Abschlussprojekten, die Projektdokumentation oder die Einrichtung eines sogenannten Medien-tisches auf dem To-do-Zettel, bevor er zufrieden in den Feierabend geht. Das nächste Ticket wartet schon.





Dr. Silke Engel (r.) im Gespräch mit dem Universitätspräsidenten

„Wir sollten noch öfter unsere Blase verlassen“

Wie Universitäten die Demokratie und das Gemeinwohl stärken



DR. SILKE ENGEL

Die Welt ist aus den Fugen geraten. Unsere Demokratie steht auf dem Prüfstand. Dringender denn je suchen wir nach Orientierung und nehmen dabei auch die Wissenschaft in den Blick. Doch was leisten öffentliche Hochschulen in Deutschland eigentlich für die Gesellschaft? Diese Frage analysiert der Präsident der Universität Potsdam, Prof. Oliver Günther, Ph.D. in seinem Buch „Die diverse Universität: Gefahr für die Demokratie oder Garantin des Gemeinwohls?“. Im Gespräch mit Dr. Silke Engel gibt er darüber Auskunft.

Was wollen Sie mit Ihrem Buch erreichen?

Vieles, das bisher selbstverständlich schien – wie die Demokratie, der Frieden in weiten Teilen der Welt – ist heute nicht mehr selbstverständlich. Was mich dazu gebracht hat, über meine Rolle als

Universitätspräsident und die Rolle der öffentlichen Hochschulen insgesamt intensiver nachzudenken. Sind wir echte Garanten des Gemeinwohls? Haben wir überhaupt diesen Anspruch und wenn ja, wie kann das gelingen?

Wir sehen, was in den Vereinigten Staaten passiert, seitdem Donald Trump Präsident ist. Die weltbekannten amerikanischen Forschungsuniversitäten geraten massiv unter Druck – vielleicht auch, weil sie sich in den letzten Jahren von der Gesellschaft entfremdet haben. Populisten in den USA, aber auch in Europa bedienen ein Narrativ, wonach Universitäten sich überwiegend mit sich selbst beschäftigen und nur noch zu Gender, Rassismus und Sexismus forschen. Ein Zerrbild. So weit ist es in Europa noch nicht, doch auch bei uns sind Hochschulautonomie und Wissenschaftsfreiheit keine Selbstläufer. Daher sollten wir noch öfter unsere Blase verlassen und das, was Hochschulen tun, noch stärker in die Gesell-

schaft hinein kommunizieren. Dabei müssen wir vor allem auch diejenigen Menschen erreichen, die eher wenig mit Wissenschaft zu tun haben. Hier gilt die klare Botschaft: Universitäten leisten wesentliche Beiträge zur Lösung der wirklich brennenden Probleme unserer Zeit.

Wir an der Universität Potsdam erleben Ihre Haltung und Ihr Engagement bei vielen Gelegenheiten. Was war der Auslöser, dieses Buch jetzt tatsächlich zu schreiben?

Der Auslöser war der Angriff der Hamas auf Israel, der in der Folge zu sehr harten Kontroversen in der Gesellschaft geführt, und sich eben auch auf den universitären Campi dieser Welt niedergeschlagen hat. Eine der drängendsten Fragen nach diesen dramatischen politischen Entwicklungen war: Wie können wir darüber debattieren – angesichts der aufgeladenen, emotionalen, extremen, vielschichtigen Argumente? Wo finden kontroverse Meinungen Gehör? Wie wirkt sich die gewachsene Rolle, die Deutschland gegenüber Israel eingenommen hat, auf den Diskurs aus? Das war für mich Anlass, grundsätzlich über unsere Diskussionskultur nachzudenken.

Gerade in solchen schwierigen Zeiten zeigen sich immer wieder Tendenzen, Redefreiheit, Wissenschaftsfreiheit oder gar Forschungsfreiheit einschränken zu wollen, um unliebsame Meinungen zu unterdrücken. Hier müssen die Universitäten aufstehen, mit einer lauten Stimme sprechen: Das sind Freiheiten, die wir uns in Deutschland hart erkämpft haben. Diese Freiheiten geben wir nicht einfach an der Garderobe ab, wenn es ein bisschen unbequem wird. Natürlich müssen wir darauf achten, dass keine Gesetze verletzt werden, dass sich der Diskurs auf dem Boden der freiheitlich demokratischen Grundordnung bewegt. Dieser Balanceakt wird in meinem Buch ausführlich analysiert.

Damit kommen wir zur Kernfrage: Sind Universitäten Brutstätten von Extremismus oder Garanten des Gemeinwohls?

Als Universitäten sollten wir uns nicht von den Medien treiben lassen, sondern aktiv mit eigener Agenda in der Öffentlichkeit auftreten. Keine Frage, diversitätsbasierte Ansätze und Perspektiven haben in Forschung und Lehre wesentlich an Bedeutung gewonnen. Und davon profitieren die Universitäten. Doch vielleicht haben wir gele-

Oliver Günther
Die diverse Universität
Gefahr für die Demokratie
oder Garantin
des Gemeinwohls?



Passagen Verlag

entlich zu sehr Themen wie Identitätspolitik und Wokeness in den Vordergrund gestellt, mit denen viele Menschen außerhalb der akademischen Welt nichts anfangen können. Dabei haben die öffentlichen Universitäten für weit mehr eine Expertise, als es dieser verengt wahrgenommene Diskurs widerspiegelt. So ist eine neue Form des Elfenbeinturms entstanden, die Teile der Gesellschaft verschreckt. Das fällt der gesamten Universitätslandschaft jetzt auf die Füße.

Warum ist es derzeit schwer, die Grenzen der Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit auszuloten und sich zu Wort zu melden, wenn „rote Linien“ überschritten werden?

Das ist schwierig, gehört heutzutage aber zu den Kernaufgaben einer Hochschulleitung. Ein schwieriger Balanceakt, der nicht immer angenehm ist, aber als gesellschaftliche Aufgabe verstanden werden muss – zumal für uns hier am Neuen Palais, das von Friedrich dem Zweiten gebaut wurde, mit dem Geist Voltaires, der hier häufig zu Gast war. Auch damals, vor 250 Jahren, haben diese Fragen ja schon eine Rolle gespielt. Und Sie alle kennen das Zitat, das Voltaire zugeschrieben wird: „Mein Herr, ich teile Ihre Meinung nicht, aber ich würde dafür sterben, dass Sie sie äußern können.“ Sehr dramatisch formuliert, aber in gewisser Weise heute relevanter denn je.



Universitäten leisten wesentliche Beiträge zur Lösung der wirklich brennenden Probleme unserer Zeit.



Oliver Günther
ist seit 2012 Präsident der Universität Potsdam. Der Wirtschaftsinformatiker war zuvor Gastprofessor in Berlin, Paris, Berkeley und Kapstadt. Jüngst ist sein Buch „Die diverse Universität. Gefahr für die Demokratie oder Garantin des Gemeinwohls?“ im Passagen Verlag erschienen.

NEUERSCHEINUNGEN AUS DER UNIVERSITÄT POTSDAM

BERND STÖVER

GESCHICHTE KAMBODSCHAS

C.H. BECK 2024

Es gibt Musiker und Bands, die als sogenannte One-Hit-Wonder in die Musikgeschichte eingehen, weil man nur ein Lied mit ihrem Namen verbindet. Ähnlich ergeht es Kambodscha, dessen Geschichte untrennbar verbunden ist mit den Roten Khmer, ihrem Anführer Pol Pot und den Killing Fields, den zentralen Schauplätzen des Genozids, bei dem zwischen 1975 und 1979 bis zu 2,5 Millionen Kambodschaner von ihren eigenen Landsleuten ermordet wurden. Ein Horror, von dem sich das Land bis heute nicht wirklich erholt hat. Und doch bietet eine Geschichte Kambodschas – wie das Land selbst – weit mehr, von dem sich zu berichten und zu lesen lohnt. Bernd Stöver beweist dies mit seiner „Geschichte Kambodschas“, die 2024 in zweiter Auflage erschienen ist. Zwar kommt auch er nicht umhin das „Bild eines gescheiterten Staates“ zu zeichnen, nach wie vor geprägt von den Gräueln von Pol Pot und seinen Komplizen, dessen politische Sphäre vergiftet ist von Korruption, Misswirtschaft und einem „problematischen Nebeneinander von Opfern und Tätern“. Und doch führt sein Parforceritt durch Kambodschas Geschichte vorbei an den Glanzzeiten zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert, als das Reich der Khmer große Teile des heutigen Thailands, Laos und Vietnams umfasste – und dessen beredte architektonische Zeugen, die Tempelanlage von Angkor Wat, die inzwischen wieder Millionen Touristen ins Land ziehen. Eine lesenswerte Lehrstunde, nicht zuletzt über die zerstörerische Entdeckung- und Eroberungswut der Europäer.

mz

Bernd Stöver
**Geschichte
Kambodschas**
Von Angkor bis
zur Gegenwart



STEFANIE STOCKHORST

STEUERMANNSKUNST UND

MARITIME AUFKLÄRUNG.

PRAXISWISSEN UND VERMITTLUNGSPRAKTIKEN ZUR NAVIGATION IM 18. JAHRHUNDERT

WEHRHAHN VERLAG, 2025

Den Anker lichten, auf Kurs sein, ins Blaue stechen, in schwerem Fahrwasser sein, jemanden ins Boot holen, das Ruder abgeben ... den meisten von uns ist heute nur noch die übertragene Bedeutung dieser Redewendungen bekannt. Doch für Seeleute verbirgt sich dahinter ein großer Wissensschatz. Über Jahrtausende wurden die Regeln der Steuermannskunst mündlich weitergegeben, von Seefahrer zu Seefahrer. Dies änderte sich erst in der Frühen Neuzeit langsam. Wie man ein Schiff auf hoher See navigiert, wurde zunehmend in Büchern festgehalten – zunächst im iberischen Raum. Dieses Wissen sollte aber geheim gehalten werden. „Die ersten Sammlungen nautischen Wissens gelangten daher nur handschriftlich unter Seefahrern und Gelehrten in Umlauf“, schreibt die Potsdamer Germanistin Stefanie Stockhorst, die den sogenannten „Maritime Humanities“ eine Trilogie widmet. Erst mit dem Buchdruck wurde die Steuermannskunst langsam theoretisiert; entwickelte sie sich vom Praxiswissen zu einer theoretischen Ausbildung. Stefanie Stockhorst verfolgt diese Entwicklung im zweiten Band ihrer Trilogie und zeigt, wie sich später die Aufklärung nicht nur philosophisch, sondern auch in der Ausbildung von Seefahrern niederschlägt: Der Navigationsunterricht wird zur aufklärerischen Praxis zwischen Kunst und Handwerk. Die Forscherin spricht gar von einer „maritimen Aufklärung“. Wie man den heimatischen Hafen ansteuert, den Anker lichtet und klar Schiff macht, können Seefahrer von nun an nachlesen – sofern sie lesen und schreiben gelernt haben. Ahoi!

js



MARCIA C. SCHENCK
VON LUANDA UND MAPUTO
NACH OST-BERLIN.
ERINNERUNGEN AFRIKA-
NISCHER WERKTÄTIGER
AN DIE DDR
CH. LINKS VERLAG

Was führte Juma Madeira nach Ostdeutschland? Danach fragt die Globalhistorikerin Marcia C. Schenck und erzählt die Geschichten junger Frauen und Männer aus Angola und Mosambik, die in der Zeit des Kalten Krieges zum Arbeiten in die DDR kamen. Zum Beispiel die von Juma Madeira: In Mosambik geboren, erhielt er eine vergleichsweise umfangreiche Bildung und wurde als Sekundarschüler zur Weiterbildung im Ausland angeworben. 1981 kam er in Berlin-Schönefeld an und begann eine Ausbildung in einem Motorradwerk in der Nähe der damaligen Karl-Marx-Stadt. Später verliebte er sich in seine Kollegin Gracieli, sie bekommen ein Kind. 1986 erhielt Madeira sein Facharbeiterzeugnis – doch nach der Wende kehrte die Familie zurück nach Mosambik. „Wie andere Arbeiter in ähnlicher Lage wären auch Juma und Gracieli nie zur Ausbildung und Arbeit in die DDR migriert, wenn nicht ein Zusammenwirken nationaler wie internationaler Faktoren sie dazu gedrängt hätte und sie sich in der Ferne nicht besondere Möglichkeiten erhofft hätten.“ Die Historikerin Marcia C. Schenck stellt in ihrem Buch die Menschen in den Mittelpunkt und lässt sie selbst zu Wort kommen. Mehr als 250 Interviews hat sie mit afrikanischen Werkträgern geführt, die zeigen, welche Bedeutung ihre individuellen Lebenswege in der und für die Weltgeschichte haben. Ihr Buch erzählt vom „Aufstieg und Niedergang des sozialistischen Projekts in Angola, Mosambik und DDR, wie Arbeitsmigranten aus Angola und Mosambik sie erlebten.“

js



**MATTHIAS ASCHE, VINZENZ CZECH,
FRANK GÖSE, KLAUS NEITMANN (HG.)**
BRANDENBURGISCHE ERINNERUNGSRORTE –
ERINNERUNGSRORTE IN BRANDENBURG
2 BÄNDE, BEBRA VERLAG 2021/2025

Schlägt man die zwei Bände der „Brandenburgischen Erinnerungsorte“ auf, darf und wird man sich wundern. Wer eine Sammlung penibler Schilderungen Hunderter Kriegsdenkmäler, Regentenstatuen und anderer Stein gewordener Memorabilia erwartet, dürfte enttäuscht oder – hoffentlich – positiv überrascht sein. Das Buch bot den zahlreichen beteiligten Forscherinnen und Forschern der Brandenburgischen Historischen Kommission die Gelegenheit, „sich einmal von einem ungewohnten Blickpunkt aus zu vergegenwärtigen, was denn überhaupt den Gegenstand der brandenburgischen Landesgeschichtsforschung ausmacht“. Dabei geht es eben ausdrücklich gleichermaßen um „Personen, Orte, Ereignisse, Zustände, Begriffe, Sachverhalte, Denkmäler“ – die literarisch besuchten Orte sind also nicht nur Orte, sondern vieles mehr, an und mit dem Erinnerung sich formt und abarbeitet. So dürfen sich die neugierigen Lesenden auf die Spuren begeben von märkischen Dialekten, den Raubrittern und Langen Kerls, aber auch den Zeugnissen des slawischen sowie sorbischen Brandenburg. Einzelne Beiträge widmen sich städtebaulichen Themen wie der Planstadt Eisenhüttenstadt, sagenumwobenen Lost Places oder dem ewigen Zwiespalt zwischen Provinz und Metropole. Natürlich darf Prominenz wie Schinkel und Fontane, der Soldatenkönig und Fürst Pückler nicht fehlen. Und sogar der rote Adler, die brandenburgische Toleranz und die ewige Streusandbüchse haben einen Platz gefunden. Nicht zuletzt dank der vielen, sehr fundierten Stimmen überaus lesenswert! **mz**



HALBSTARKE IN BABELSBERG

**ROBERT FRÖHLICH,
POTS DAMER
UNIVERSITÄTSARCHIV**

Das Archiv der Universität Potsdam verwahrt unter anderem die schriftliche Überlieferung der ehemaligen Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften am heutigen Standort Griebnitzsee. Dazu gehören auch sogenannte Grundstücksakten aus dem Bereich des Verwaltungsdirektors dieser Einrichtung. Die Akademie nutzte viele der im Sommer 1945 von der sowjetischen Armee geräumten Villen am Griebnitzsee ab 1952 als Studentenunterkünfte oder Mitarbeiterwohnungen.

Diese Grundstücksakten sind oftmals ein Sammelsurium aus alltäglichen Banalitäten wie Meldungen über defekte Heizungen und verstopfte Toiletten oder so weltbewegenden Fragen darüber, wer für die Pflege der Bäume und Sträucher auf der Grundstücksgrenze zuständig ist. Daneben enthalten sie immer wieder interessante Dokumente aus dem Alltag der einstigen Bewohner. Von Zeit zu Zeit fallen aber auch Schriftstücke an, die man erstmal nicht erwartet. So etwa ein Vorgang aus dem Studentenwohnheim in der Karl-Marx-Str. 20 in Potsdam-Babelsberg. Im September 1956 erreichte die zuständige Hausverwaltung der Akademie eine Anfrage der DEFA-Spielfilmstudios für eine Drehgenehmigung in dieser Liegenschaft. Auf der Suche nach einer Außenszene für einen Film unter dem Arbeitstitel „Wo wir nicht sind ...“, unter der Regie von Gerhard Klein und nach einem Drehbuch von Wolfgang Kohlhaase, war man hier in Babelsberg fündig geworden. Schnell wurde eine Vereinbarung getroffen und die Dreharbeiten waren bis zum Dezember 1956 abgeschlossen.

Für die Akademie war die Angelegenheit damit jedoch noch nicht beendet. In einem Schreiben vom 19. Dezember 1956 an seinen Vorgesetzten sah sich der zuständige Hausmeister verpflichtet, über Schäden im Gebäude zu berichten, die wohl insbesondere durch Komparsen angerichtet worden waren. Seinen Ausführungen zufolge wurden Türen aufgebrochen und Fenster beschädigt. Seminarräume wurden „in einem Zustand zurückgelassen, der jeder Beschreibung spottet“. Selbst der Dachboden wurde „in einer nicht wiederzugebenden Art und Weise verschmutzt“. Auch wurden Studentenzimmer „gewaltsam geöffnet und das Studienmaterial der Studenten beschmutzt“. Penibel berechnete der Hausmeister insgesamt fast 70 Arbeitsstunden für Reinigungs- und Instandsetzungsarbeiten. Zudem waren 14 Aschenbecher (!) und zwei Stühle zu ersetzen sowie eine Firma für Schlosserarbeiten zu beauftragen. Der DEFA wurden Unkosten in Höhe von 142,51 DM in Rechnung gestellt und es wurde um eine Aussprache mit einem verantwortlichen Mitarbeiter gebeten. Aus unseren Unterlagen ist leider nicht ersichtlich, wie die Sache ausging, allerdings waren dies für lange Zeit die letzten Dreharbeiten im Bereich der ASR.

Der Film erschien übrigens im Jahr 1957 unter dem Titel „Berlin – Ecke Schönhauser“ und gilt heute als einer der bedeutendsten deutschen Spielfilme der 1950 und 1960er Jahre.

Testen Sie jetzt die PNN



POTSDAM
UND BERLIN

Brandenburgische Abgeordnete
kündigen Reformen an
Seite 28

Charter nicht haltbar für den
Potsdamer Bürgerservice?
Seite 29



TAGESPIEGEL

POTSDAMER NEUESTE NACHRICHTEN



Licht an für die Kunst

Das wünschen sich die Bürger von Europa Die EU soll handlungsfähiger werden

Von Christoph von Marwitz

S
kandinavische Abgeordnete
haben sich in der
„Zukunft der Europa“-
Debatte im Parlament
ausgesprochen. Die
Bürger von Europa
sollen handlungsfähiger
werden. Die Abgeordneten
haben sich in der
Debatte über die
Zukunft der Europa-
Debatte ausgesprochen.
Die Abgeordneten
haben sich in der
Debatte über die
Zukunft der Europa-
Debatte ausgesprochen.

Die Abgeordneten
haben sich in der
Debatte über die
Zukunft der Europa-
Debatte ausgesprochen.
Die Abgeordneten
haben sich in der
Debatte über die
Zukunft der Europa-
Debatte ausgesprochen.

Die Abgeordneten
haben sich in der
Debatte über die
Zukunft der Europa-
Debatte ausgesprochen.
Die Abgeordneten
haben sich in der
Debatte über die
Zukunft der Europa-
Debatte ausgesprochen.

Wohnungsmarkt Wie wir mit dem Neubau endlich vorankommen

Die Abgeordneten
haben sich in der
Debatte über die
Zukunft der Europa-
Debatte ausgesprochen.
Die Abgeordneten
haben sich in der
Debatte über die
Zukunft der Europa-
Debatte ausgesprochen.



Die Abgeordneten
haben sich in der
Debatte über die
Zukunft der Europa-
Debatte ausgesprochen.
Die Abgeordneten
haben sich in der
Debatte über die
Zukunft der Europa-
Debatte ausgesprochen.

Die Abgeordneten
haben sich in der
Debatte über die
Zukunft der Europa-
Debatte ausgesprochen.
Die Abgeordneten
haben sich in der
Debatte über die
Zukunft der Europa-
Debatte ausgesprochen.



pnn.de/
leseprobe-
pnn

PORTAL

Studium, Forschung und Gesellschaft
an der Universität Potsdam

.....

www.uni-potsdam.de